

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel  
unter Mitwirkung von  
Paul Fechter*

---

**Juli 1941**

Aus dem Inhalt: Pechel: Democracy / R. P.:  
Wilhelm II. † / Freiherr v. Taube: Zarenlegende / An-  
dres: Ferrara / Koetschau: Nietzsches Mutter / Fechter:  
Spracherneuerung / Müller-Grote: Meine Erinnerung  
an Theodor Fontane / v. Gaudecker: Dunkler Spiegel.  
Erzählung (Schluß)

# Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter  
Gegründet im Jahre 1874 – Preis je Heft 1.– RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. – RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Viertelsjährl. 3. – RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 59/60. Postfachkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

67. Jahrgang

Juli 1941

## INHALTSVERZEICHNIS

Rudolf Pechel: Democracy . . . . .	1
R. P.: Wilhelm II. † . . . . .	4
Lebendige Vergangenheit: Martin Luther . . . . .	5
Otto Freiherr v. Taube: Zarenlegende . . . . .	7
Stefan Andres: Ferrara . . . . .	11
Karl Koetschau: Nießsches Mutter . . . . .	15
Paul Fechter: Spracherneuerung . . . . .	20
G. Müller-Grote: Meine Erinnerung an Theodor Fontane . . . . .	23
Rundschau. . . . .	27
Rita von Gaudecker: Dunkler Spiegel. Erzählung (Schluß) . . . . .	33
Literarische Rundschau	
Rudolf Pechel: Deutschland im Kampf . . . . .	38
Jugendchriften . . . . .	38
Der junge Luther . . . . .	40
Columbus . . . . .	40
Münchener Lesebogen . . . . .	40

# Democracy

Die Demokratie kann das gleiche von sich sagen, was ein bekannter Dirigent mit tönendem Namen bei der Vorstellung neuer Menschen zur Abwehr unnötiger Geistesübungen zu äußern pflegte: „Alle über meinen Namen möglichen Wiße sind bereits gemacht.“ Von den Äußerungen hymnischer Begeisterung und nahezu religiöser Glaubenskraft bis zu den billigsten und gängigsten Schlag- und Schimpfwörtern sind alle Stufen in der Erörterung über Wesen und Art der Demokratie durchlaufen. Hier haben sich in gleicher Weise ernsthaftes Forscher mit philosophischem Gewicht bemüht, wie die Schreier der Gasse ausgetobt.

Bei solchem Tatbestand ist nun wohl wieder die Zeit gekommen, um zu überprüfen, was heute den einen und den andern der Begriff Demokratie bedeutet. Die Unterhaltung darüber ist im Gange, auch in den Ländern, die sich heute noch Demokratien nennen, so in der amerikanischen Zeitschrift „Liberty“ vom 19. April 1941.

Die Demokratie ist bekanntlich die Staatsform, in der die oberste Gewalt unmittelbar oder mittelbar von der Gesamtheit der Staatsbürger ausgeübt wird. Sie will die Zusammenfassung aller Staatsbürger auf der Grundlage politischer Freiheit und Gleichberechtigung zur zweckmäßigen Ordnung der staatlichen Lebensgemeinschaft sein. Sie glaubt an die Vernunftseinsicht des Einzelmenschen, die die Gesetze des sozialen Geschehens erkennt, die das Wohl der Gesamtheit erwirken, wenn man sie der Selbstentfaltung überläßt. Deshalb ist die oberste Aufgabe des Staates, die Bewegungsfreiheit des Einzelnen zu sichern. In seinen Handlungen ist der Einzelne außer an sein Gewissen nur insoweit gebunden, wie es die Rücksicht auf die Freiheit aller erfordert. Alle andern Bindungen sind reine Privatsache. Die Gleichberechtigung der Staatsbürger bedeutet die völlige Gleichheit aller in ihren Rechten und Pflichten auf dem Boden der staatlichen Verfassung. Freiheit und Gleichberechtigung, wie sie hier gefordert werden, sind nur möglich im Rahmen einer festen staatlichen Ordnung, die der gemeinsame Wille aller Staatsbürger trägt und garantiert. In der Freiheit inbegriffen ist die Pflicht, sich der Ordnung einzufügen und bei ihrer Ausgestaltung tätig mitzuarbeiten. Da eine völlige Übereinstimmung in größeren menschlichen Zusammenfassungen nie zu erzielen ist, unterwirft sich die Minderheit der Mehrheit der mündigen Bürger.

In dieser Form — in ihrer reinen Idee — ist die Demokratie zu keinen Zeiten und bei keinem Volke jemals Wirklichkeit gewesen. Wurden Versuche zur integralen Verwirklichung gemacht, so endeten sie sehr bald in einer Ausartung, die den Kern der Radikalisierung und der Anarchie in sich barg.

Heute tobt ein Krieg bis aufs Messer zwischen den Vertretern der Demokratie und ihren Gegnern. Dabei ist bemerkenswert, daß gerade die Staaten, die als Vor kämpfer der Demokratie sich fühlen, zum mindesten was die politische Form angeht, so autoritär oder noch autoritärer sind als die Feinde der Demokratie. Die Machtvollkommenheiten eines Churchill und eines Roosevelt stehen denen der Führer autoritärer Staaten kaum nach. Der Widerspruch zwischen autoritärer Führung der großen Demokratien und dem Begriff des Wortes ist nicht ganz einfach zu erklären.

Man muß streng scheiden zwischen der Demokratie als politischer Staatsform und der Demokratie als Lebensform. Daß die erstere viel Kredit auch bei ihren Anhängern verloren hat, dafür liegen aus den demokratischen Ländern bedeutsame Stimmen vor. In Frankreich faßte man die Demokratie im wesentlichen als Staatsform auf, genau wie in Deutschland nach dem Weltkriege, und in beiden Staaten erlebte man ihre völlige Entartung in eine pseudodemokratische Form des Parlamentarismus. Der blinde Urwähler Hödur törete mit dem Geschoß seines Stimmzettels häufig gerade die strahlenden Baldurs der Demokratie, und Parteien traten auf, hinter deren Weltanschauung im Grunde nur die Forderung nach Aufhebung des Nachschußverbotes stand. Die ehrlichen und anständigen Bemühungen guter Köpfe um den Inhalt der Demokratie mußten ergebnislos bleiben, weil gerade den Parteien, die ihre Hauptträger waren, eine durchdachte Staatsphilosophie nicht gegeben war. Das Problem blieb ungelöst, wie wirklich dem Volkswillen die Möglichkeit gesichert werden könnte, sich in der Regierung durchzusetzen. Echte Demokratie, d. h. die Herrschaft der nur metaphysisch zu begreifenden *volonté générale*, wäre das höchste staatliche Ideal und integraler Bestandteil eines organischen Weltbildes. In diesem Sinne ist Demokratie vollendeter Konservativismus.

In Frankreich wie in Deutschland fehlte zur Schaffung einer wirklich lebensfähigen Demokratie aber das wahrhaft konservative Element. Die Pseudo-Konservativen, gegen die sich die echten Konservativen nicht durchsetzen konnten, haben gerade in Deutschland ihr volles Maß von Anteil an dem deutschen Unglück der Nachkriegszeit, und die wahren deutschen Demokraten, wie sie zumeist in Süddeutschland gewachsen waren, haben den Mangel an wahrhaft konservativen Elementen als notwendige Ergänzung zum Funktionieren der Staatsgewalt bitter genug empfunden. Denn so wurde die deutsche Demokratie keine Volksherrschaft, sondern ein mechanisches Mehrheitsystem. Dabei sollte doch nach demokratischer Auffassung liberalistischer Färbung dem Einzelnen das Maß von Freiheit gewährleistet und erhalten werden, das er zu seiner sittlichen Vollendung brauche. Aber abgesehen davon, daß die sittliche Vollendung des Einzelnen von äußeren Mächten überhaupt nicht abhängig ist und die höchste Sittlichkeit des Einzelnen in seiner Selbstaufgabe zugunsten höherer Werte besteht, wurde die gesunde Gliederung der Gesellschaft angetastet, und die Freiheit wurde zu einer Freiheit vom Staate, wenn man nicht gerade der Mehrheit angehörte. Aber das alles ist für uns Vergangenheit. Wie aber sieht es in den demokratischen Ländern aus?

Hier sucht man anscheinend aus einem Gefühl der Unsicherheit heraus nach neuen Begriffsbestimmungen für das Wesen der Demokratie, so in einem Artikel, den L. B. Namier in der Märznummer der englischen Zeitschrift „The Nineteenth Century and After“ unter dem Titel „Democracy“ schrieb. Auch nach diesem Aufsatz bedeutet Demokratie Herrschaft des Volkes und die Gleichheit der politischen Rechte ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen sowie einige auf Vereinbarung beruhende Methoden für Wahl und Wechsel der Führer, also eine Macht, die zur richtigen Ausübung ein vernünftiges Maß politischer Freiheit verlangt. Demokratie heißt bürgerliche Gleichheit im Gegensatz zu Aristokratie und Plutokratie, Selbstregierung des Volkes im Gegensatz zu Autokratie und Diktatur, Freiheit der Meinung, der Rede, des politischen Zusammenschlusses im Gegensatz zu erzwungener Einheit und Orthodorie. Es wird zugegeben, daß das Begriffe seien, deren praktische Durchführung in kategorischer Form nur naive Unerfahrenheit fordern könne. Zwar kann man die Gleichheit vor dem Gesetz und das allgemeine Stimmrecht verordnen, es bleibt aber eine offene Frage, wie weit poli-

tische Gleichheit ohne ökonomische und soziale Gleichheit erreicht werden kann. Auch die Grenzen zwischen Freiheit und Zügellosigkeit seien fließend: von den Grundforderungen der Demokratie könne jede einzelne verwirklicht werden ohne die beiden andern, alle drei zusammen seien niemals verwirklicht worden. Es wird festgestellt, daß die gesetzliche Vertretung in einer organisierten und gegliederten Gesellschaft nur auf oligarchischer Basis erfolgen könne, denn die Gleichheit in passiven Rechten sei viel leichter zu erreichen als ihre Ausübung in tätiger Macht. In England stehe daher an Stelle des Gleichheitsprinzips das Führungsprinzip und an Stelle des reinen Individualismus die Synthese von Freiheitsbewußtsein und Führertum. Von den heutigen Verhältnissen in England wird nicht gesprochen, und es gehört ja wohl ein Hereneinmaleins von Begriffen dazu — so wird für England die Formel einer unegalitären Demokratie erfunden — die gegenwärtige Führung in England und den Vereinigten Staaten mit den Forderungen der reinen Demokratie zur Deckung zu bringen.

Wenn trotzdem der Kampf der Demokratien gegen die ihr feindlichen Mächte die Erbitterung und die Schärfe eines Religionskrieges angenommen hat, so beruht das darauf, daß hier von Demokratie in feltamer und wohl bewusster Vermengung von ihr als Staatsform und als Lebensform die Rede ist. Die angelsächsische Welt steht und fällt in ihren Anschauungen, wie sie meint, mit der Achtung und dem Respekt vor der menschlichen Persönlichkeit, der Freiheit der Rede, des politischen Zusammenschlusses und der Gleichheit vor dem Gesetz, die der Einzelne genießt, der polizeilichen oder strafrechtlichen Maßnahmen nur bei erwiesener Schuld unterworfen werden darf. Das sei die Demokratie der gegenseitigen Achtung. Eine Abart sei die Demokratie der menschlichen Selbstüberhebung aus dem Geiste der Französischen Revolution, einer Selbstüberhebung, wie sie auch die Epoche des durchgeistigten Nationalismus ebenso wie die Führer der II. und III. Internationale kennzeichne. Im Faschismus, Nationalsozialismus und Volkshewismus seien aber die demokratischen Grundrechte völlig aufgehoben: sie hassen und verachten alles, was sie nicht verstehen können. In Wahrheit sei der Faschismus der Ausdruck der Gleichheit und der Selbstüberhebung der Halbgebildeten. Er vernichte geschichtliche Werte, deren Sinn er kaum begreife. Die Nazis hätten in Deutschland mehr zerschlagen, als die Weimarer Republik je anzutasten gewagt hätte. Wenn der Glaube an alle höheren Werte, wie an die Menschenwürde, die persönliche Freiheit und die geschichtlichen Überlieferungen vernichtet sei, bleibe nichts übrig als die rohe Gewalt. Sie sei denn auch der einzige Inhalt der faschistischen „Demokratie“. Sie sei der letzte Ausdruck eines moralischen und geistigen Bankrotts, der heute die meisten Völker des Kontinents kennzeichne. Es wird der Zweifel ausgesprochen, ob ein Volk, das die „routine of life“ verloren habe, jemals wieder seinen Weg zum normalen Zustand zurückfinden könne.

Man muß die Mentalität seiner Gegner kennen, um die weitere Entwicklung voraussehen und ihr wirksam begegnen zu können. Die vorhandene Unsicherheit ist kennzeichnend genug. Bisher scheint man sich aber noch nicht an das Kernproblem heranzuwagen, ob man aus eigener Kraft eine Lebensform zu schaffen in der Lage ist, die für die Völker der ganzen Welt mehr Werbekraft besitzt als die sozialistische. Hier läge nämlich die einzige Möglichkeit, der Demokratie neue Lebenskraft zu geben — zugleich allerdings eine Aufgabe, die offenbar über die Möglichkeiten der heutigen geistigen Führer im demokratischen Lager hinausgeht.

# Wilhelm II. †

„Möge mein Volk glücklich sein, wenn nicht durch mich,  
dann ohne mich.“  
Karl I. von England.

Ein Leben ist zu Ende gegangen, das den Träger einer Krone, einen Herrscher, wie es ihn in der Art seiner Macht nach ihm nicht mehr gegeben hat, auf die höchste Höhe äusseren Glanzes und in die tiefste Tragik geführt hat. Sein Wirken mit gütlicher Wertung in den geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen, muß einer späteren Zeit überlassen bleiben. Es ist unziemlich, an einem eben geschlossenen Sarge von den politischen Taten und Unterlassungen, Erfolgen und Misserfolgen zu sprechen. Unwürdig aber wäre es, nicht des Mannes zu gedenken, der durch lange Jahre das Schicksal des deutschen Volkes bestimmt hat. Es ist nicht immer einzig die Schuld des Kapitäns, wenn ein Schiff scheitert. Geschweige daß er für alles das, was nach seinem Unglück erfolgt ist, die Verantwortung aufgebürdet erhalten darf.

Eine so ungewöhnlich lebendige und vielseitige Persönlichkeit wie die des verstorbenen Kaisers, der nach eigenem Willen seine letzte Ruhestätte in holländischer Erde fand, auf eine Formel zu bringen, würde immer eine Simplifizierung der tatsächlichen Gegebenheiten und ein Unrecht an dem Dahingegangenen bedeuten.

Als die erste Flut des Hasses nach seinem Sturze verebbt war, wurde es Gemeingut auch seiner Gegner, ihm bei allen Handlungen seines Lebens den reinen Willen zuzuerkennen. Wilhelm II. hat sein hohes Amt geführt in der festen und auch nach seiner Abdankung in nichts erschütternder Überzeugung, daß er in unmittelbarem Auftrage Gottes sein Herrscherrecht ausübte. Der Kern seines Wesens war tiefe Religiosität. Sie hat ihn befähigt, sein schweres Schicksal nach dem Weltkrieg als Kreuzträger im christlichen Sinne ohne Verbitterung selbst gegen die, die dem Verbannten schöndesten Undank zeigten, auf sich zu nehmen.

Ein Engländer war es, J. Daniel Chamier, der in seinem Buche „Ein Fabeltier unserer Zeit“ als erster Ausländer Wilhelm II. gerecht geworden ist. Er sagt von ihm: „Er glaubte, die Geschichte werde seinen Motiven Gerechtigkeit widerfahren lassen, und er nahm die Tatsache mit einem Gleichmut hin, der die zweite und am wenigsten erwartete Selbstoffenbarung war . . . Kein persönlicher Groll trübte das standhafte, treue Herz, das kein Mitleid mit sich selbst kannte, und seine eigene Frage, ob er anders hätte handeln können oder müssen, mit einem festen Nein beantwortete.“

Wilhelm II. selber schrieb in „Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878 bis 1918“: „Gott ist mein Zeuge, daß ich immer das Beste für mein Land und mein Volk gewollt habe, und ich glaubte, daß jeder Deutsche das erkannt und gewürdigt hätte. Ich habe mich stets bestrebt, mein politisches Handeln, alles, was ich als Herrscher und als Mensch tat, in Übereinstimmung mit den Geboten Gottes zu halten. Manches ist anders gekommen, als ich wollte — mein Gewissen ist rein. Das Wohl meines Volkes und meines Reiches war das Ziel meines Handelns . . . Ich bleibe den Deutschen treu, ganz gleichgültig, wie sich der Einzelne jetzt zu mir stellt. Denen, die im Unglück zu mir stehen, wie einst im Glück, bin ich dankbar. Sie helfen mich aufrichten; sie lindern das an mir zehrende Heimweh nach meiner geliebten deutschen Heimat. Die, die sich aus ehrlicher Überzeugung gegen mich stellen, kann ich achten. Die andern mögen sehen, wie sie vor Gott, ihrem Gewissen und der Geschichte bestehen. Ihnen wird es nicht gelingen, mich von den Deutschen zu scheiden.“

R. P.

# Martin Luther (1483–1546)

## Von der Staatsethik

Denn wenn der Leisten den Schuster belehren will, wie er den Schuh machen muß, oder die Feder den Schreiber, wie er die Buchstaben zu malen habe, oder die Art den Zimmermann, wie er den Baum fällen soll — so kommt dabei nichts Rechtes heraus. Vollkommen dasselbe geschieht hier, wenn wir in Dingen regieren wollen, die allein Gott zustehen. Es kommt euch aber zustatten, daß ihr die Beispiele für solche Torheit betrachtet, die alle Fürstenhöfe, alle Städte und fast jedes Haus in Hülle und Fülle darbieten. Denn alle stolzieren so einher: „Ich bin der Urheber und Meister dieses Hauswesens, dieses Staatswesens usw.“ Mit Recht werden sie daher unruhig und aufgebracht darüber, daß nicht alles gelingt. Danach suchen sie sich für ihren Jammer zu rächen, und enthüllen sich durchweg als solche Leute, bei denen man nicht die geringste Spur von Menschlichkeit und weder Rat noch Tat findet. Vielmehr herrscht entweder Anarchie oder Tyrannei, und in keinem von beiden ist rechtes Handeln möglich.

\*

Daher wird dies allein den Frommen gesagt: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, wacht der Wächter umsonst.“ Als wollte unser Psalm sagen: „Der Herr ist Wächter; fehlt er, so wird aus allem, was man im Staate unternimmt, Unglück.“

\*

Genau dasselbe geschieht in der Ausübung der Staatskunst. Darum spricht der Psalm: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet usw.“ Man muß hier das Wort „Herr“ auffassen als Hinweis der Beziehung, der den Gegensatz zu unserer Ur-Sünde und unserer Überheblichkeit herausstellen soll, als wollte er sagen: „Ich freilich behaupte, die Stadt werde zu ihrem eigenen Schaden behütet, wenn nicht der Herr Wächterdienste tut.“ Aber da ist ein anderer Herr, der diese Dinge beherrschen will, nämlich unsere eigene Weisheit und Vermessenheit, die Gott verachtet und es sich herausnimmt, so gewaltige Dinge unter Ausschluß des Herrn zu regieren. Und es kommt zuweilen sogar vor, daß solch Unterfangen gelingt. Aber wenn Gott den Gottlosen Erfolg gibt, äußert sich darin sein doppelter Zorn. Denn das ist ein Argernis, das sowohl die Frommen angreift, wie unzählige andere in die Hoffnung verstrickt, dasselbe durchzusetzen. So machen sie sich an die Sache heran, werden aber zuschanden.

\*

Aber er [Salomo] ermahnt und unterweist die Obrigkeit, Gott anzurufen und mit Gottesfurcht ihre Obliegenheiten zu verwalten: wo die Pläne nicht gelingen, soll man empfinden, Gott verhindere sie, um den Übermut zu bändigen, auf daß man nicht auf eigene Weisheit und Macht vertraue. Denn wenn alles gelänge, wäre das ein Einfallstor für unbegrenztes Unglück. Jetzt aber, wo die Weisheit sich täuscht und die Macht zu keinem Ergebnis gelangt, lernt man durch eigene Erfahrung, daß ein anderer Herr anzurufen und dem Staate überzuordnen sei, der Beistand leiste und regiere und dem weislich Erdachten zum Erfolge ver-

helfe, damit man seine Zuflucht zum Gebet nehme und spreche: „Herr, steh uns bei und regiere du selbst.“

★

Denn nicht das Glück macht es, daß unsere Absichten trügen, sondern deine Dummheit und die Tatsache, daß du Gott und dich selber nicht kennst. Erstens begreift du nicht, wer du bist. Zweitens siehst du nicht, was Gottes Gebot ist und wie weit Gott dich über die Dinge gebieten lassen will. Du stimmst das Lied nach der Weise der Esel zu hoch an, daher mußt du kläglich aufhören.

★

Doch höre nur, mit welch ehrenvollem Ausdruck er die öffentliche Landesverteidigung ausgezeichnet: er nennt die Jungmannen Gottes Geschenk, die Gott zu Siegespfeilen macht. Es ist Gottes Gabe, Kriegerleute zu besitzen; und wo er sie gibt, sind sie sein Geschenk. Sie sollen derart in die Front der Feinde einbrechen, daß sie den Sieg heimbringen. Denn das hat selbst die Heiden die Erfahrung gelehrt: den Sieg erlangt man nicht durch Gewalt und Macht, sondern den Sieg gibt Gott.

★

Wer bei seiner Regierung durchgreifen will, der muß manchen Mächtigen und Reichen angreifen. Es kann gar nicht anders sein, als daß der, der sein obrigkeitliches Amt entschlossen ausübt, sich dem Haß der böswilligen Elemente aussetzt. Unsere Leute sind darum ganz schlau, wenn sie darauf aus sind, Ehren und Ämter ohne Anstrengung zu behalten, aber es geschieht zum großen Schaden des Staatswesens. Denn das heißt nicht regieren, sondern das Regiment zugrunde richten.

★

Da habt ihr nun den Psalm, der vom Staatswesen und vom Hausstand handelt und uns lehrt, wie in beiden Ständen sich ein gottesfürchtiges Herz verhalten soll. Wir sollen weder durch allzu großen Erfolg in Sicherheit verfallen, noch uns durch Unglück zerbrechen lassen und aus dem Amte weichen. Das beides widerfährt den Gottlosen, die ohne Gottesfurcht sich auf die Ehe oder auf den Staatsdienst stürzen. Weil sie nämlich nicht wissen, daß beides von Gott regiert wird, deswegen wollen sie alles nach ihren eigenen Plänen einrichten und regeln. Daher kommt es, daß sie entweder gefährlich anstoßen oder bis zu einem solchen Grad von Selbstsicherheit fortschreiten, daß man sie nicht mehr zur gesunden Einsicht zurückzurufen vermag. Daher sollen wir, die Gott entweder schon in diese Stände gesteckt hat oder einstmals stecken wird, alle Mühe daran wenden, daß wie diese Lehre allen notwendig und nützlich ist, auch wir sie eifrigst lernen. Bei diesem Studium werden wir uns selbst sowohl, wie auch dem Staate, reichsten Gewinn verschaffen. Dann wird auch Gott an unserem Amte Wohlgefallen haben. Er wird, wie er versprochen hat, Gedeihen dazu geben und wird so wieder seine Verheißung (Ps. 147, 11) bestätigen und bewahrheiten: „daß er Gefallen habe an denen, die ihn fürchten, und an allen, die auf seine Güte hoffen.“

★

Aus „Von der Menschwerdung des Menschen. Eine akademische Vorlesung über den 127. Psalm“ von D. Martin Luther (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht). Dr. theol. Gerhard Gloege hat Luthers Eregeese des 127. Psalms, die bekanntlich „an die Christen zu Niga und Viefland“ als Sendschreiben gesandt wurde, in gründlicher wissenschaftlicher Arbeit neu herausgegeben und, soweit es sich um die lateinische Fassung der ursprünglichen Vorlesung handelt, die er zugrunde legte, verdeutscht. Sein Vorwort legt Rechenschaft ab von der geleisteten Arbeit. Im Nachwort stellt Gloege die Bedeutung dieser Lutherschrift

über das Leben im Staate und das Leben in der Familie in klares Licht und grenzt dabei klug und besonnen ab, inwieweit hier von einer „politischen Ethik“ Luthers gesprochen werden darf. Von der zeitgebundenen Polemik abgesehen, die natürlich auch dieser Schrift nicht fehlt, soll man grade heute ihre unvergänglichen Lehren — vorgetragen in Luthers einzigartiger Sprachkraft — beherzigen. Luther selber sagt von seiner Auslegung: „Dies ist ein Lehr-Psaln. Denn er lehrt, daß weltlich Regiment und Haushalten eitel Gottes Gaben sind und allein in seiner Hand stehet. Denn wo er nicht Friede und gut Regiment gibt, da hilft keine Weisheit, Ordnung, Streit noch Rüstung, Friede zu erhalten. Wo er nicht Glück mit Weib, Kind und Gesind gibt, da ist alle Sorge und Arbeit umsonst.“

OTTO FREIHERR v. TAUBE

## Zarenlegende

Mit der verlockenden, ja berückenden Überschrift „Zarenlegende, Glanz und Geheimnis um Alexander I.“ (Berlin 1941, Grundsberg-Verlag) hat Martin Winkler sein neues Werk versehen, das vom Tode jenes russischen Zaren handelt. Und doch enthält dieses Buch, trotz dichterischen Titels und packender Darstellung, die gewissenhafteste Geschichtsforschung und Wahrheits-ergründung, ist auch der Verfasser kein phantasierender Poet, sondern ein zünftiger Historiker, und zwar einer unserer besten Kenner und Verstehen Russlands. Nichtsdestoweniger führt das Buch jene Überschrift zu Recht. Drückt sich doch in ihr das Unfaßbare — doch eben geschichtliche — Geheimnis aus, das nicht nur den Tod dieses Herrschers unwittert, sondern auch von seiner ganzen Persönlichkeit, seiner ganzen Regierung ausstrahlte und heute noch für den, der sich ihm nahen will, ausstrahlt: ein Geheimnis oder Rätsel voll Schimmer und Schwermut, das zu einem großen Teil — wiewohl nicht ausschließlich — auf dem Widerspruch zwischen größter Leistung und traurigstem Versagen, ungeheurem Willen und entmutigendem Unvermögen beruht. Und so ist es auch nicht die neugiererweckende Seltsamkeit jenes Menschen und seines Schicksals allein, die einen immer wieder an ihm verführt — geschweige denn das niedrige Sensationsbedürfnis subalternen Seelen, die Leichenspledderei mit verstorbenen Fürstlichkeiten treiben — es ist nun einmal nicht zu leugnen, daß dieser Mann ein Mann von größter geschichtlicher Bedeutung und der Träger eines allgemeinen Schicksals gewesen ist.

„Alexander der Gottgesegnete“ hat nicht nur die Seele des von ihm beherrschten russischen Volkes verkörpert, obwohl er, bei überwiegend deutschem Blute, nur ein Adtel mit dem seiner Untertanen gemeinsam hatte, er hat das Schicksal dieses Volkes für alle Zeiten vorausbestimmen helfen, hat dieses Volk im Schlimmen wie im Guten geprägt. Nie auch hätte Deutschland, trotz seiner damaligen großen Männer, sich ohne Alexander von Napoleon befreien können — der Freiherr vom Stein, obwohl nicht blind für den Zaren, dankte es ihm zeitlebens. Und wäre wiederum dieser Zar ein anderer gewesen, wie ihn der alte Kutusow und andere Untertanen sich wünschten, so hätte er das napoleonische Europa wohl durch ein kosakisches ersetzt — er hatte dazu die Macht — durch ein kosakisches, wie es Goethe und Metternich fürchteten und dieser, trotz Preußens beinahe höriger Dankbarkeit gegen den großen Helfer, dank seiner kühlen Überlegenheit verhinderte. Übrigens mag man aus Winklers Buch eine fast zarte Verehrung für den österreichischen Staatskanzler und Staatsmann herauslesen.

Gegenstand des Buches ist Alexanders Tod, der sich am 19. November a. St. zu Taganrog am Asowschen Meere ereignete — oder nicht ereignete? Behauptet doch eine Legende, Alexander wäre damals nicht gestorben, sondern auf eine räthelhafte Weise verschwunden, um als der Einsiedler *Jedorkusmitsch* die große Schuld, an der er tatsächlich trug und litt, zu sühnen. Winkler entkräftet die Legende von Alexanders Weiterleben, die heute noch spukt und immer wieder — sogar in der Tagespresse — auftaucht. Um sie jedoch und ihr Zustandekommen zu untersuchen, widmet Winkler ihrer Vorgeschichte beinahe die Hälfte des Buches: einer Vorgeschichte, die nicht nur das Räthsel von Alexanders Tode, sondern auch dasjenige seiner Persönlichkeit klären soll und, soweit menschenmöglich, klärt.

Winkler läßt die Vorgeschichte schon 1741 beginnen, als die Zarin Elisabeth ihre Vorgängerin stürzte. Elisabeth war es ja, die ihren Neffen, den geistig minderwertigen Herzog Peter von Holstein, aus dessen Heimat sich verschrieb, zum Nachfolger erklärte und mit jener Prinzessin von Anhalt vermählte, die nachmals ihren Gatten, wenn auch nicht umbringen ließ, so doch entthronte und als Katharina II. oder „die Große“ Rußland glanzvoll, doch ohne Verständnis für das fremde Volk und wohl zu dessen Verderben, regierte. Furcht vor ihrem Sohne Paul, dem sie den Thron vorenthielt, veranlaßte sie, sich der Erziehung ihrer Enkel zu bemächtigen, deren ältester Alexander war. Die Erziehung war schlecht, jedenfalls schlecht für diesen jungen Menschen. Paul, dessen wohlmeinendes und rechtschaffenes Wesen bereits früh von Geistesstörung verunstaltet wurde, war schon fast völlig wahnsinnig, als er 1796 den Thron bestieg. Dieser Zustand verschlimmerte sich; Frau und Kinder waren vor ihm nicht mehr sicher. Seine Absetzung wurde staatsnotwendig, und Alexander, der Thronfolger, willigte darein. Doch, wenn er sich auch hatte versprechen lassen, daß seinem Vater kein Leid geschehen werde, es war, wie die Verhältnisse lagen, nur zu wahrscheinlich, daß aus der Absetzung ein Mord werden würde. Zu diesem Morde kam es, und der neue Herrscher fühlte sich von der Mitschuld am Vatermorde belastet. Er fühlte die Pflicht, diese Schuld zu sühnen. Nur, als er nach Jahren sorgsamster Vorbereitung wirklich zu demjenigen wurde, der Napoleons Gewaltherrschaft vernichtete, sein Rußland rettete und Europa befreite, da glaubte er, ihm wäre die Schuld vergeben, und ließ sich tragen von ungemein gesteigertem Hochgefühl. Als aber — wie meist nach unsäglichem Anstrengungen, nach denen man unsägliches Glück zu erwarten sich für berechtigt hält — die Blühträume nicht reiften und die Enttäuschung in Rußland noch größer als in dem Deutschland nach den Befreiungskriegen wurde, ward sie auch des Zaren Theil. Immer müder und müder werdend, vertrauenslos, begann er Abdankungsabsichten zu äußern, und denen ist es wohl mit zuzuschreiben, wenn man die Kunde seines Todes nur für die Tarnung eines Thronverzichtes und Schwindens in das Büßerleben ansah.

Winklers Buch lebt geradezu von der Bezauberungskraft, die dieser schillernden, vielfältigen Persönlichkeit eigen war und noch auf uns Gegenwärtige zu wirken vermag. Als Herrscher war Alexander unvollkommen, und doch war er ein Herrscher, der sich seiner Verantwortung bewußt war. Es war bei ihm viel Schwäche, und das Gefährliche dabei war, daß er sie zu verbergen wußte, indem er beschränkte. Darin glich er sehr seinem Urgroßneffen, dem letzten Zaren Nikolaus II., von dem gleichfalls jeder Besucher mit dem Eindruck wegging, der Herrscher stimme ihm völlig zu. Nur wenn dann Nikolaus II., der unbedeutender, doch auch schlichter war, anders als erwartet handelte, so wollte das sagen, daß jemand ihn umgestimmt hatte, während Alexander sich, solange der andere gegenwärtig war, sich in diesen

hineinversetzt hatte und dann von selbst zu sich zurückkam. Alexander scheute Anstrengung und war erfolgsbedürftig; so begnügte er sich oft mit Billigem. Getrieben von einem das Schwarmgeistige streifenden, verschwommenen Idealismus, den Selbstgefälligkeit und Sucht nach Geliebt- und Bewundertwerden fälschten, stieß er sich an der Wirklichkeit und fiel dann, seines Irrtums gewahr, infolge seiner unglücklichen Veranlagung in die entgegengesetzte unklare Maßlosigkeit. Diese fast nixenhafte Unberechenbarkeit und Undurchsichtigkeit, sonst eine Schwäche, gab ihm aber die Macht, Napoleon, der diesen Gegner „auf keinen Nenner bringen konnte“, zu überwinden. Napoleons Meister ward aber Alexander nicht nur, weil jener ihn nicht zu durchschauen verstand — auch sich selber hat Alexander wohl nie durchschauen können — sondern weil Alexander in diesem Falle ausnahmsweise sein Ziel klar vor sich sah und nun seine großen, sonst verzettelten Gaben in den Dienst dieses einen Zieles stellte. Und da war er bewunderungswürdig.

Wie groß Alexanders I. persönlicher Zauber war, erfuhr man aber am besten von den Menschen, die ihn noch gesehen hatten. Man erlaube mir hier persönliche Erinnerungen einzuflechten: denn zu jenen Menschen gehörte meine Großmutter, die im geschichtlichen Jahre 1812 geborene Tochter des Generals v. Patkul, der während Alexanders letzter Lebensjahre das Semenowsche Garde-Infanterie-Regiment befehligte. Täglich konnte das junge Mädchen aus den auf den Park von Zarskoje Selo hinausblickenden Fenstern der Dienstwohnung den Kaiser mit der Kaiserinmutter spazierengehen sehen: immer links und ein wenig rückwärts in ehrfürchtigem Abstand von Maria Fedorowna schreitend und immer barhaupt, den Hut in der Hand, sobald er mit ihr sprach. Das Bild, das mir meine Großmutter, als ich noch ein Junge war, von diesem Herrscher und seinem vollendeten Benehmen vermittelte, hat sich bei mir bis heute nicht auslöschen lassen. Man konnte meiner Großmutter auch ansehen, von welcher Liebe zu diesem Kaiser ihr Vater und dessen ganzes Haus erfüllt gewesen waren.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich hier noch einige andere, vielleicht geschichtsergänzende Überlieferungen meiner Vorfahren einflechten, deren erste die Thronbesteigung Alexanders betrifft und gleichfalls den General v. Patkul zur Quelle hat, welcher von jener Begebenheit oft seinem Enkel, meinem Vater, erzählte, von dem dann ich es weitererzählt bekam. Patkul, ein wenig jünger als Alexander, stand bei diesem in hohen Gunsten, obwohl der Kaiser auch ihm Mitschuld am Tod seines Vaters hätte vorwerfen können. Hatte doch Patkul in der verhängnisvollen Mordnacht als wachthabender Offizier die Mörder, die der Graf Pahlen anführte, zum Kaiser eingelassen. Doch hatte Patkul, der Paul durchaus ergeben war und von dem das im Gegensatz zu den meisten Schilderungen vorteilhafte Bild jenes Zaren herkommt, wie es sich in meiner Familie vererbt hat, Befehl vom Kaiser Paul, den Gouverneur der Hauptstadt, den Grafen Pahlen, zu jeder Tages- und Nachtzeit bei ihm einzulassen, und so habe er auch in jener Nacht getan und die hohen Würdenträger, die Pahlen begleiteten, ebenfalls eingelassen. Patkul pflegte dabei die drei Brüder Subow, den Feldmarschall von Benningfen, den Fürsten Jaskwill und einige andere zu nennen. Diese Überlieferung stimmt mit der Darstellung Winklers überein, wonach es etwa zwölf Herren gewesen wären, die in die kaiserlichen Gemächer hineingegangen, während die meisten Geschichtsschreiber — so Schieman und Brückner — von einer bisweilen bis auf einhundert bezifferten Horde sprechen. Die hätte Patkul wohl, trotz Pahlens Anwesenheit, nicht eingelassen; so aber schöpfte er keinen Verdacht. Es blieb auch alles danach ruhig im Schlosse. Doch plötzlich erhob sich Tumult, der Großfürst-Thronfolger Alexander

kam unordentlich gekleidet und schlecht gepudert in den Hof gestürzt, ihm folgten verschiedene Herren, Pferde wurden vorgeführt, und man enttrabte durch die Nacht nach dem Senat, der rasch zusammengerufen worden war, um dem neuen Herrn zu huldigen.

Paul war Patkuls Wohltäter gewesen, der aus einer völlig verarmten livländischen Adelsfamilie stammte, sich als Knabe zu Fuß in großer Not nach St. Petersburg durchgeschlagen hatte und im Pagenkorps untergekommen war, vielleicht weil man sich der militärischen Tüchtigkeit seines Vaters, des ersten Inhabers der russischen St.-Georgs-Kreuzes, entsann. Seinen Aufstieg verdankte er Paul. Bezeichnend für Patkul und den Kaiser ist folgender Vorfall: Als Kaiser Paul sich zum Großmeister des Malteserordens „krönen“ ließ, gab es eine Feierlichkeit von ungeheurem Prunk. In schleppendem Scharlachmantel begab sich das kleine Männchen, das Paul war, in feierlichem Zuge durch die Schloßgemächer nach der Kapelle. Da wettete Patkul für ein Pfund Süßigkeiten mit einem andern Pagen, mit dem zusammen er an einer Tür zu stehen hatte, er werde den Kaiser, wenn der vorüberkommen werde, am Zopfe zupfen. Nun nahte Paul, gravitatisch und pfauenhaft schreitend, stolz den Kopf zurückwerfend und nach seiner Weise schnaufend. Da fuhr der freche Page mit der Hand nach dem Zopf des gefürchteten Gewaltherrschers und zerrte ihn ganz tüchtig. Wütend blickte Paul sich um. „Majestät, der Zopf war in Unordnung“, meldete Patkul. Mit einem hochmütig-gnädigen „Danke“ zog Paul weiter.

Wie Alexanders Regierung auf der einen Seite von der Ermordung seines Vorgängers eingerahmt wird, so auf der anderen Seite von den verhängnisvollen Wirren nach seinem Tode, dem „Dekabristenaufstand“, der dadurch gefördert wurde, daß der nächstälteste Bruder des kinderlosen Kaisers, Konstantin, auf den Thron verzichtet hatte, dieser Verzicht jedoch nicht veröffentlicht worden war und sogar der nunmehrige Nachfolger, der zweite Bruder Nikolaus, höchstens gerüchtweise davon wußte. Nun hatte sich, kurz bevor Alexander die Reise nach seinem Sterbeorte antrat, Patkul, der sich seiner kranken Tochter wegen nach Deutschland begab, bei dem Kaiser abgemeldet. Sie hatten, wie die Aufzeichnungen meiner Großmutter berichten, ein sehr ernstes Gespräch. Der Kaiser hatte Todesahnungen und sagte dem General: „Du wirst heimkehren, ich aber nicht.“ Die Todesnachricht erreichte Patkul in Würzburg, wo sich damals noch allerlei vornehme Russen aufhielten. Als nun der Graf Rotshubey vor Patkul den neuen Kaiser mit dem Namen Konstantin benannte, erklärte ihm der General, der neue Herr heiße Nikolaus. Bei jener Abschiedsaudienz, schreibt meine Großmutter, hatte ihn der Kaiser in jenes Geheimnis eingeweiht. Auch Winkler berichtet, es hätten einige wenige um die Änderung der Thronfolge gewußt; so bestätigen denn seine Darstellung und die Patkulsche Überlieferung einander, im Gegensatz zu der häufigen Historikerbehauptung, außer Alexander und Konstantin sei niemand die bevorstehende Nachfolge Nikolaus' bekannt gewesen.

Die Eingeweihten haben zu schweigen verstanden. Aber zum Schaden des Reiches. Die Ungewißheit darüber, wer eigentlich Kaiser war, ermöglichte es der lange schon schwelenden Offiziersverschwörung, auch die Soldaten zur Empörung mit fortzureißen, indem ihnen dargestellt wurde, Nikolaus habe den Thron seinem rechtmäßigen Inhaber, dem „Kaiser Konstantin“, entrißen. Nur dem persönlichen Mute des Kaisers Nikolaus I. war es zu danken, wenn der Aufstand niedergeschlagen wurde. Doch warf er seinen Schatten auf die ganze folgende russische Geschichte, ja wirft ihn noch auf die russische Gegenwart.

# Ferrara

## Bild einer Stadt

Städte mit viel Geschichte können den Blick leicht ablenken von ihrer eigentlichen Gestalt. Es ist so, als ob man Menschen gegenüberfäße, deren bewegtes und reiches Leben man genau kennt, wobei es geschehen kann, daß die Taten den Täter und die Leiden den Dulder so überdecken, ja verhüllen, daß wir, wie gebannt vom Geschicknis, seinen Ort und Ursprung übersehen und, ohne von seiner physio-gnomischen Wirklichkeit beeindruckt zu sein, von dannen ziehen.

Freilich, das Wissen über einen Gegenstand auszuschalten, könnte zunächst wie ein müßiges Spiel erscheinen. Denn das Wissen ist ein Besitz, den wir nicht veräußern, sondern nur vergessen können. Doch kann man trotzdem seine Kenntnisse wie Spürhunde an der Leine zurückhalten, jene unruhigen Kenntnisse, die danach drängen, den gewußten Gegenstand und Ort wie ein Wild zu stellen. Um im Wilde zu bleiben und dasselbe noch einmal zu sagen: es kommt zu häufig zu einem freudigen oder auch nur pflichtgetreuen Anlässen des gewußten und aufgesuchten Punktes, wobei dann leider die Überraschung fehlen kann, das atemlose Anstarren des Fremden, das Staunen, sagen wir ruhig: das Herzklopfen, das die Augen erst weit genug öffnet und die Einflüsterungen unseres führerhaften Wissens für einen Augenblick mundtot macht.

Eine wirkliche Stadt gibt sich dem Betrachter auf eine ähnliche Weise wie ein wirklicher Mensch. Wissenschaftliche Planmäßigkeit verbaut hier wie dort die Zugänge. Eine Stadt will mit den Beinen kreuz und quer ergangen sein, die Linien zufälligen Dahinschlenderns knüpfen ein Netz, das die wesentlichen Punkte einfängt. Und mag selbst manches durch die Maschen schlüpfen: besser ist es, einiges auf natürliche und lebendige Weise empfangen zu haben, als alles im Plane zu sammeln. Wer sammelt, wird nicht überrascht, und wer die süße Fremdheit und den undeutbaren Atem einer Stadt gleich mit Karten und Übersichten und Turmbesteigungen zerstört, kommt um das Beste: um die Verzauberung.

Ferrara kann verzaubern. Seine persönliche Eigenart ist dicht und sofort spürbar, und trotz der geometrisch nüchternen Regelmäßigkeit dieses Stadtgefüges, das noch heute zwischen seinen Dammauern in der Ebene liegt, geduckt und flach und eng beisammen, ist die Luft Ferraras voll dumpfer Schwermut.

Es war gegen Abend, als ich aus einer Seitengasse trat und plötzlich merkte, daß keine Häuser mehr da waren: nur Pflastersteine und vergehender Himmel, ein weiter Platz! Und mittendrin ein kubisches Steingebirge: das Kastell: und waagrecht darüber, langsam herabwallend: der Nebel. Er kommt vom Po, der einige Kilometer nordwärts fließt und die Stadt seine ebenso fruchtbare wie bedrückende Nachbarschaft spüren läßt. Dieses Kastell im Abendnebel, wenn seine roten Backsteine nicht mehr leuchten und deren regelmäßiges kleines Rechteckmuster nicht mehr von der menschlichen Hand spricht, die hier am Werk war, hat einen Ausdruck von Unbedingtheit, Herrschaftsgewalt und dunkler Härte, der dem Betrachter jenseits des Wassergrabens angreifend oder einschüchternd vorkommt. Man wird klawisch oder revolutionär gestimmt vor diesen brutalen Wänden, man möchte sich wegschleichen in eine der schmalen Seitengassen oder über eine der Zugbrücken wütend in diese Trutzburg einbrechen. Nach soviel Jahrhunderten wirkt noch dasselbe

stumme Wort dieser Mauern auf dieselbe Weise. Aus dem Wasser erhebt sich der selbst noch im Nebel mathematisch wirkende Kumpf des Kastells, mit dem Festen jenseits des Grabens durch drei Zugbrücken verbunden und einem sicheren, hoch auf einem Portikus verlaufenden Korridor, der zum ehemaligen eigentlichen Schloß gegenüber dem nahe gelegenen Dome führte. Die Zugbrücken mündeten in drei Torhäusern, welche den äußeren Zugang der Zugbrücken zu sichern hatten. Die Kanten des Kastells springen in vier Türmen vor, zwischen deren Wucht der Kern des Baues selber wie gefangen daliegt. Die Türme haben in Dachhöhe des inneren Kastells einen Umgang, der mit Balustraden gekrönt ist. Darüber setzen sie sich fort in ihrer ganzen Breite. Die Höhe dieses Aufzuges, der als der Kopf anzusehen ist, beträgt ein Viertel des ganzen Turmkörpers. Auf dem flachen Zeltdach der vier Riesen erhebt sich nun jeweils ein fast zierlich zu nennendes Türmchen, doch in derselben rechtwinkligen strengen Form des Ganzen, der Helm der ungeheuren Häupter, welche die vier Himmelsrichtungen sichernd anstarren und dem Nebel mit ihrer grausamen Kristallischeit widerstehn. Kein Kastell von allen, die ich sah, kommt dem Ferraresischen in diesem Ausdruck von Furchterweckenwollen gleich. Man weiß, daß Francesco Sforza dem Baumeister beim Ausbau seiner Zwingburg am Rande Mailands Anweisungen gab, das Äußere „freundlich“ zu gestalten. Die Mailänder sollten ihr Kastell nur spüren, wenn sie dagegen losstürmen wollten, Francesco war ein kluger Tyrann. Und die Burgen des größten Tyrannen, die Türme Friedrichs II. in Apulien, liegen so einsam und ohne menschliche Nachbarschaft, daß sie nur noch einfach das Sinnbild aller herrscherlichen Unerreichbarkeit sind, sie sind stark, einsam und erhaben. Aber dieses Kastell liegt mitten in einer Stadt, ist ihr Kern und ihre dunkle Mitte. Diese Mauern drohen, und aus jeder dieser schwarzen Lücken drangen bei Tag und Nacht stumme Worte über die geduckten Dächer der Stadt.

Es fiel mir auf, daß ganz Ferrara sehr niedrig gebaut ist. Ein Drang zum Horizontalen, wie er Menschen der Ebene eigen sein könnte, war dabei nicht ausschlaggebend. Parma ist durchgehend hoch gebaut, auch Padua, dessen Häuser sogar zum Teil älter sind als die Ferraras. Im Gegenteil hätte Ferrara, wie jede in Wall und Mauer gefasste Stadt, allen Grund gehabt, seine Häuser hochzustocken. Aber das eigentliche Ferrara (und zum Großteil auch das neuere) hat einen ausgesprochen geduckten Charakter. Selbst die zahlreichen Paläste haben kaum einmal mehr als Erdgeschoß und ersten Stock, und die Vertikalen sind stets sehr kurz bemessen. Es ist gar nicht nötig, daß herzogliche Vorschriften über die Höhe der Häuser vorlagen, den Bauenden stand als Maßstab das Kastell vor Augen, aber nicht zu seiner Höhe verlockend, sondern in die Untertanengrenzen verweisend. Dabei ist seltsam, daß das Haus d'Este nicht als besonders tyrannisch in der Geschichte dasteht, aber es war ein düsteres Geschlecht, wo mit einer gewissen Pedanterie regiert wurde. Alfons I. und der preußische Soldatenkönig — um doch einen, wenn auch etwas gewagten Sprung in die Geschichte zu tun — könnten, dachte ich mir, als ich so durch Ferrara ging, Zwillingbrüder sein. Und Potsdam und Ferrara ergäben einen ganz anregenden Vergleich.

Die Straßen Ferraras haben sehr viel Individualität, doch ist sie schwer zu fassen. Auf einer Straßenausstellung etwa erkannte ein gutes Auge unter tausend Straßen sofort eine ferraresische, aber woran? Es fehlt so manches auf dem Kakenkopfpflaster dieser Gassen, vor allem gibt es nichts von Wirrnis, Farben, köstlichem Durcheinander, blendendem Schmutz. Sie liegen winkelig, ordentlich, eng und geduckt da, wie die Gedankengänge in den Köpfen braver Untertanen.

Arkaden haben nur die Hauptstraßen und der Platz des Ariost. Im übrigen: ewiges Ziegelbraun und Grau, ewig diese langweiligen Rechtecke, die überall an das Kastell erinnern, nur selten eine verpußte Front, noch seltener eine entschiedene, freudige Farbe. Viel Nebel stumpft den Farbsinn offensichtlich ebensosehr ab wie allzuviel Sonne. Ferrara hat keine bedeutende Malschule und außer Dosso Dossi und Garofalo keinen Maler größeren Formats hervorgebracht. Dafür aber steht neben dem Dom das Denkmal des Bilderseindes Savonarola, des Sohnes dieser Stadt. Es ist seinem Gegenstand entsprechend ein häßlich rhetorisches Ding, dieses Denkmal, das so dicht an der großartigen romanischen Domfront einen peinlichen Eindruck macht. Es wäre jetzt eine gute Gelegenheit, sämtliche schlechte Monumente auf pietätvolle Weise verschwinden zu lassen, indem man sie vor feindlichen Bomben in irgendeinem Keller auf ewige Zeiten in Schutz nähme. Das Juwel des Domportals stand im Sandsackpanzer, das Innere bietet die übliche Enttäuschung der nachträglich barocken Verfrüfung, der fast alle romanischen Bauten der Lombardei zum Opfer fielen. In Ferrara hat man in dieser Hinsicht besonders furchtbar gehaust. Wer auch nicht wüßte, daß mit Alfons II., der ohne Erben starb, Ferrara an den Römischen Stuhl fiel, der könnte an dieser barocken Uniformierung der Kirchen das plötzliche Einsetzen nicht einer andern Empfindungsweise, sondern Herrschaft erkennen. Denn dieser Barock an den Kirchenwänden Ferraras hat nicht einen Hauch von Leben, nicht ein Krümchen von Problematik. Mit einer Nichtachtung des ehrwürdig Vorhandenen, die an Frechheit grenzt, gingen diese Kleriker mit ihren römischen Baumeistern ans Werk, und aus der barocken Idee wurde ein Schema, in das man mit ebenso großer inquisitorischer Intoleranz wie Oberflächlichkeit diese heiligen Innenräume packte. An den Außenwänden der Ziegelsteinmauern sieht man noch, wie leicht es sich diese Leute bei ihrer Barockisierung machten. Die runden oder spitzen Fenster mauerte man einfach oben waagerecht, brach Oberlichtluken, baute ein paar Kapellennischen an, wölbte ein wenig oder auch nicht — und dann ließ man den Stukkateur und Vergolber, den Puttenlieferanten und zuletzt den Maler kommen, der das unumgängliche Deckenbild zu beschaffen hatte, auf welchem man, legt man den Kopf hinlänglich in den Nacken, den Heiligen sozusagen unter die Röcke gucken kann, alles für die Perspektive! Es ist nämlich wirklich wahr, daß die schönsten Kunstwerke Ferraras dem römischen Barock und der Französischen Revolution zum Opfer fielen.

Der ehemals reiche wirtschaftliche Knotenpunkt in der Poebene ist heute eine größere Kleinstadt. Dabei hat Ferrara noch alle Insignien eines Kulturzentrums: Dom, Theater und die ehemals so glorreiche Universität, deren stille Umgebung manchmal den Schritt verhalten läßt, dem Vergangenen nachlauschend. Ich aß in einer Trattoria neben der alten Alma mater; am Nebentisch saßen Professoren. Der Kellner sah aus wie ein mittelalterlicher Schulpedell. Meine Rechnung für ein Mittagsmahl stimmte mit jener der Professoren überein: acht Lire, in meinem Hotel in derselben Stadt zahlte ich achtzehn. Damit sei über den Lebensstandard des geistigen Menschen nichts Betrübliches ausgesagt: denn das Essen war gut. Aber nichts anderes hätte mir den Kleinstadtcharakter Ferraras deutlicher ausdrücken können. Ferrara hat übrigens keinen eigenen Wein: man trinkt ein mildes Gewächs aus Verona oder trockenen, hitzigen Toskaner. Was an Reben um Ferrara herum wächst, sind Tafeltrauben, der Boden ist zu schwer für den Wein. Ich war über diese Mitteilung nicht erstaunt. Man sieht es dem Ferrareser an, daß er auf keinem Weinboden lebt. Zwar versicherte mir der alte, kluge Rustos, mit dem ich unter Dosso Dossis Fresken im Kastell plauderte, der Ferrarese sei

leicht beweglich und immer für neue Ideen zu haben, aber das ist die Beweglichkeit von Nachfahren aus Kaufmannsblut, die seit Jahrhunderten von jeder öffentlichen Selbständigkeit ausgeschlossen, also unmündig gehalten wurden, und die, als sie ihre Munizipalfreiheit erhielten, um so heftiger ins Politische ausfielen. Überall sieht man an öffentlichen Bauten trefflich stilisierte patriotische Sentenzen und Evokationen in Marmor und Bronze, darunter auch eine aus dem Jahre 1922, welche die Mannesbrust als Schild und Wehr des Vaterlandes aufruft, wenn die Alpen gegen den Ansturm der Barbaren nicht genügten. Die bronzenen Inschriften haben es schwer im hamäleonhaften Wechsel der Oberflächenfarben unserer Tage. Der lateinische Mensch hat besonders stark den Drang zu abschließenden Formulierungen, zur Erhärtung und Vergesellschaftung eines Ereignisses, er liebt die Kristallisation im Wort, und wäre sie selbst von der Dauer einer Schneeflocke. Als ich einen Ferrareser Bekannten auf die Bronzetafel verwies, schüttelte er nur den Kopf und lächelte verschmüht: „Da könnten Sie auch ruhig einen Fluch gegen die Madonna in Bronze aufhängen, kein Ferrarese nähme Anstoß daran!“ Ich hob fragend den Kopf, er aber machte eine waagerechte Bewegung in die Luft: „Das hängt alles zu hoch! Und überhaupt — es ist doch schließlich bloß ein Zierat!“

Wenn man an eine Stadt zurückdenkt, in der man zu Gast war, bemerkt man, wie das Bild ihrer Menschen, des Schlags, der sie bewohnt, am ehesten verblaßt. Nicht viele Städte gibt es, die ihren Bewohnern so viel Eigenart verleihen, daß sie, mit dem Stadtnamen erwähnt, einen umrissenen Menschenschlag darstellen: Ferrara aber schuf seine Ferrareser. Die Italiener bestätigten mir das gerne. Mit Prädikaten ist allerdings niemals ein Typ auch nur annähernd festzulegen, vielleicht eher mit Sachverhalten. So heißt es, daß die Ferrareser das beste Brot in Italien backen. In Parma lachte man natürlich stolz über meine fragende Behauptung, natürlich, die Sybariten Italiens wollen diesen Ruhm Ferrara nicht gönnen. In Kriegszeiten ist es allerdings ein wenig schwer, eine so bezeichnende Frage zu entscheiden, aber die Wichtigkeit, mit der man bei Tisch auch jetzt noch nach der Art des Brotes, die man wählt, gefragt wird, ist bezeichnend für die Ferraresen. Eine Form des Brotes besonders, die mir denkbar indezent erschien, läßt durch ihre geschickte Flechtung viel Oberfläche durchbacken werden, der Italiener liebt wie alle Romanen das Knusperige am Brot, das Weiche klumpt er spielend — leider auch heute noch! — zu Bällchen, während er auf den nächsten Gang wartet. Diese Wichtigkeit, die man dem Brote zumißt, ist bezeichnend für Ferraras Kultur, welches Wort der Italiener in diesem Falle mit *Civiltà* übersetzt: städtisch-bürgerliche Geformtheit. Der Ferrarese ist sich dieser seiner *Civiltà* durchaus bewußt. Ohne die südlische, leicht operettenhafte *Signorilità* trägt sogar der Kleinbürger Ferraras eine Zurückhaltung und Ordentlichkeit zur Schau, die beim Gebildeten zu behäbiger Würde wird. Das Leben der Stadt ist mehr von der StraÙe zurückgezogen als in andern selbst nahe gelegenen Städten. Der südlisch fröhliche und auch aggressive Straßenlärm verstummt in Ferrara. Das wird auch wohl zu Lassos Zeiten so gewesen sein, und man versteht, wenn der Poet nach dem bunten, lauten Sorrent Heimweh bekam.

Die Ferraresen gehören zur verhaltensten Äußerung des italienischen Volksgeistes, was nicht besagen soll, daß sie temperamentlos seien, im Gegenteil. Zum mindesten weiß ich im Hinblick auf das schöne Geschlecht vom Hörensagen, daß der Junggeselle, wenn er die Wahl hat, gern in Parma oder Ferrara sein Zelt aufschlägt, weil in diesen Städten ein galantes Abenteuer immerhin in den Grenzen der Möglichkeit liegt. Das scheint in Ferrara schon früher der Fall gewesen zu

sein, denn die intimere Chronik der Stadt weiß von vielen untreuen Eheweibern zu erzählen, die dem Henker überliefert werden mußten. Ich suchte noch an der Dommauer mit leisem Nachgruseln die Zelle, in welche man mit Weihrauchschwenken und Bußpsalmen eine solche Sünderin — Jacob Burchhardt erzählt von ihr — einmauerte, aber ich fand so viele Andeutungen von inzwischen wieder fortgenommenen niedrigen Anbauten, daß die Lokalisierung nicht gelang. Wenn man bedenkt, daß solche Rechtspflege zur selben Zeit geübt wurde, da Lucrezia Borgia im Schloß saß, wird einem die ganze Diskrepanz des Zeitalters klar, das diese Stadt zum wesentlichen Teil im Werden bestimmte. Die Städte wie die Menschen sind zum Glück nie das Produkt ihrer Regierungen bzw. Erziehung. Die der Formung unterworfenene Substanz kann bei aller scheinbaren Bereitwilligkeit dem Bildner gegenüber aus den Vorräten einer Widerstandskraft und Eigen-geselligkeit leben, die dem Zugriff von außen sich entziehen.

Daran mußte ich denken, als ich auf Ferraras Wallmauern in der Abendsonne mich erging. Die still ruhende, urgründige Fruchtbarkeit dieser wahrhaft mit der Wasserwaage der Pökänäle ausgewogenen Ebene trägt die Stadt. Die Pappeln, Weiden und Maulbeerbäume laufen in langen Reihen längs der unsichtbaren Wasserrinnen ins Weite, einsam stehen die Bauerngehöfte, Sonne und Nebel füllen auf dieselbe ungehemmte Weise den ungeheuer geöffneten Himmel, kein Berg gibt Schatten und Richtung und Form, nur die Gestirne und die von Menschenarbeit in den Boden getriebenen regelmäßigen Runen der Kanäle geben Orientierung im Nirgendwo dieser Fläche, in welcher Ferrara wie ein Floß im Wasser verankert liegt. Das mathematisch ordentliche, gedämpfte und zugleich rüstige, fast draußgängerische Element dieser kleinen Stadt begreift man angesichts des gewaltigen Stromgebietes, das Italien alle jene Städte schenkte, die im Leben der Nation, wenn auch nicht die repräsentative, so doch die eigentlich entscheidende Rolle spielen.

KARL KOETSCHAU

## Nietzsches Mutter

Es war eine gelehrte Spielerei, wenn der Pfarrer von Pobles in der Provinz Sachsen, David Ernst D e h l e r, für jedes seiner elf Kinder aus den Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen und des Familiennamens Afrosticha zusammenbastelte. Aber bei seiner Tochter F r a n z i s k a Ernestine Rosaura wandelte sich diese Spielerei zur Prophetie, und der der Fülle des Lebens heiter zugewandte Mann mag ein wenig erschrocken gewesen sein, als er das ernste Wort fero vor sich sah: ich trage, ertrage, dulde. Je nun, es war Christen-, es war Frauenlos, eine Last tapfer auf sich zu nehmen; der feste Glaube würde auch ihr, die in seinem Hause wie von selbst zur Nachfolge Christi sich vorbereiten konnte, Kraft und Würde geben zur Erfüllung des Wortes in seiner vollen Bedeutungsschwere. Und als er dann sah, wie glücklich und so recht im Kern gesund sie sich entwickelte, da durfte er, nun schon mehr bewusster Prophet als bei ihrem Eintritt ins Leben, ihr bei der Konfirmation den Geleitspruch mitgeben: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“ Diese spätere Dulderin, diese in ihrer Reise mit der stolzen Krone

der Mutterliebe geschmückte Frau war vom Schicksal bestimmt — Friedrich Nießches Mutter zu werden. —

Trotz dem biographischen Eifer, ja Übereifer der Schwester Elisabeth werden wir auf die völlig geklärte Biographie des Menschen wie des Philosophen Nießche noch so lange warten müssen, bis die maßgebende kritische Gesamtausgabe seiner Werke und vor allem seiner Briefe fertig vorliegt, an der das Nießche-Archiv mit Hingebung, philologischem Scharfsinn und nun endlich mit dem unbeirrbar klaren Willen seit Jahren arbeitet, alles bis zum Letzten vor uns auszubreiten; bis auch die Nießche-Gesellschaft alle zugehörigen Gegenbriefe des Korrespondentenkreises uns geschenkt hat, und bis schließlich das eine oder die andere in der Geschichte des Archivs, einer aktenmäßig belegten, von jeder subjektiven Deutung befreiten, uns ein Urteil darüber zu bilden gestattet, wie denn „alles eigentlich gewesen“.

Bis diese Stunde der Erfüllung gekommen sein wird, haben wir jeden Beitrag, der sich auf klare, fest umrissene Tatsachen stellt, mit Dank willkommen zu heißen. Er gebührt heute dem Buch von Adalbert Dehler, „Nießches Mutter“, das bei dem Verleger der kritischen Gesamtausgabe, E. H. Beck in München, erschienen ist. Als hoher Verwaltungsbeamter, als scharfsinniger juristischer Gelehrter und Lehrer weiß er genau, welche Verantwortung der trägt, der aus Akten, Briefen und persönlichen Erinnerungen ein vergangenes, in den Schatten zurückgetretenes und vom Verblissen bedrohtes Leben wieder Gestalt gewinnen lassen will. Ihm, dem Neffen Franziskas, kam zugute, daß ihn — so dürfen wir schon sagen — mit der „Heldin“ seines Buches bis zu deren Ende vielfache, aus verschiedenstem Garn gedrehte Fäden verknüpften: als Angehörigen der gleichen Sippe, in der der Familiensinn ganz ungesucht, aber mit stärkster persönlicher Teilnahme gepflegt wurde, als Gegenvormund, dann als Vormund des erkrankten Philosophen, als Berater bei der Arbeit des Archivs, als Vorsitzenden der „Stiftung Nießche-Archiv“. Immer hat er sich seinen kühlen Kopf bewahrt, auch die nötige Ruhe des ausgleichenden Vermittlers und gleichwohl bei aller Sachlichkeit sein warmes Empfinden: recht wie ein Chorführer der antiken Tragödie, der ein Schicksal vor sich abrollen sieht und dazu sein kluges Wort spricht, ohne sich zu vermessen, dessen Verlauf abzulenken. Das bedeutet ein gerüttelt volles Maß von Arbeit, mehr noch ein übervolles von Sorgen und Schwierigkeiten, bedeutet nicht zuletzt Zucht. Denn Elisabeth Förster-Nießche — das mag doch einmal ausgesprochen sein — war eine autokratische Natur, die sich immer das letzte Wort vorbehielt, war bei aller liebenswürdigen äußeren Form eine hartnäckige, sehr streitbare Kämpferin, eine Verbraucherin von Menschen und, wenn man an die verschiedenen in ihrer raschen Folge eher verwirrenden als klärenden Ausgaben der Werke denkt, auch von Sachen. Die Leistung, die sie uns hinterlassen, wird durch diese Eigenschaften einer ihrer Aufgabe fanatisch hingeebenen Frau nicht verdunkelt. Aber den Weg dazu hat sie sich und anderen schwer gemacht und selten selbst geebnet.

Niemand konnte das besser wissen als ihr Vetter Adalbert Dehler, und er wird in dem Bewußtsein, welche Bedeutung dieser seiner Verwandten zukommt, sich nicht leichten Herzens zu dem Buch entschlossen haben, das er um der Gerechtigkeit willen der Mutter Nießches schuldig zu sein glaubte. Denn in der großen Biographie der Tochter war ihre Bedeutung für den Sohn so sehr zurückgetreten, daß sie, sonst immer sich bescheidend, zu einer Autobiographie sich entschloß, die ihr Mutterrecht ihr wahren sollte. Mit der ihr eigenen naiven Frische, ganz in das Behagen ihrer jungen Ehe eingesponnen, hat sie uns in dieser Erzählung bis zu

der Stunde herangeführt, in der am 15. Oktober 1844 dem glücklichen Paar im Pfarrhaus zu Röcken das erste Kind geschenkt wurde, bestimmt, den Namen Nietzsche in alle Welt hinauszutragen. Nun trat noch einmal in der Erinnerung das herbe Schicksal, das mit dem frühen Tod des Vaters über sie hereinbrach (1849), an die leidgeprüfte Frau mit voller Wucht und Strenge heran. Sollte sie jetzt, die nie jemandem mit Klagen beschwerlich geworden, ihren Kampf mit den Nöten des Alltags, die sie mit gefasster Entschlossenheit überwand, den Schmerz ihrer wunden Seele, den bei dem klaren Ebenmaß ihrer Lebensführung kaum die Nächsten ahnen mochten, allen enthüllen? Das Schweigen breitete sie als dichten Schleier still und klaglos um sich: ihrer Hand entsank die Feder. Gewiß hat die Tochter später die blassen Züge ihrer ersten Schilderung aufzuhehlen versucht, hat als Greisin noch den Vetter Adalbert gebeten, das Versäumte für sie nachzuholen, und neun Jahre nach dem Tode Franziskas (1897) hat ein anderer Nefse, Richard Dehler, im Jahrgang 1906 der „Zukunft“ ihr Bild mit kräftigeren Strichen skizziert. Aber erst in dem eben erschienenen Buch ist sie so nach allen Seiten hin betrachtet und gewürdigt worden, wie sie es verdient. Mit sicherem Takt ist es in einem Erzählston geschrieben, dem sie selbst ihre Billigung gegeben haben würde, weil er bar jeder Übersteigerung und bar der Verfärbung ins Rosenrote ist. (Den hier und da auftauchenden Vergleich mit Goethes Mutter hätte sie freilich lächelnd selbst zur Seite geschoben. Sie hätte gewußt oder wenigstens instinktiv gefühlt, daß Nietzsches Welt und die Goethes niemals miteinander verglichen werden können.)

Einen großen, ganz außerhalb der Tragik des Nietzscheschen Lebens liegenden Reiz haben die ersten Kapitel des Buches. Hier hüllt uns die Idylle des thüringischen Pfarrhauses in ihren Zauber, den Zauber des einfachen, von fauberer, geistiger Luft durchwehten Daseins. Wem das Glück beschert war, in solchen Häusern zu verkehren, weiß, daß aus mehr als einem nicht der geringste Teil unserer Bildung seine kräftige Nahrung sog. Wer alles aus ihnen herauswuchs, braucht nicht aufgezählt zu werden. Durchaus nicht nur wieder Geistliche: Männer aller Berufsarten gewannen sich aus diesem Erdbreich den wesentlichsten Teil ihrer Kraft, das Ethos ihrer Arbeit. Gewiß — und das war ein großer Vorzug — glich nicht ein Pfarrhaus dem anderen. Es gab auch solche, in denen das Leben dahindämmerte, aus denen keine Energiequelle floss. Aber unter sich waren die beiden, um die es uns hier geht, doch wieder grundverschieden. Das eine gesund, regsam, von naiver Lebensfreude erfüllt, allem Praktischen eifrig zugetan, so daß Pfarrhaus und Gemeinde sich zwanglos amalgamieren konnten. Das der Nietzsche war reservierter, hatte einen ausgesprochenen Sinn für Formausbildung und Formverfeinerung, pflegte wohl auch eine höhere Stufe theologischen Denkens, das die Wissenschaftlichkeit mehr betonte als das Leben. Die siebzehnjährige Franziska hatte sich also durchaus umzustellen. Sie tat es bereitwillig, immer zu dem Väterchen emporblickend, immer Neues lernend, und es glückte ihrem Ernst, ganz in den Geist des neuen Hauses hineinzuwachsen und ihre Kinder in ihm zu erhalten, so daß Friedrichs „fein verschlungenes Arabeskenwerk seines Intellekts“, wie Eckerl in seinem wenig gekannten Buch „Nietzsche als Künstler“ sagt, „im Vater wurzeln konnte“. Mit diesem Arabesken Schmuck hat sich die herangereifte Schwester dann gleichfalls gern umhüllt.

Adalbert Dehler stand in entscheidenden Augenblicken mehr als einmal zwischen Mutter und Tochter, die er jede in ihrer Art zu schätzen wußte, so daß er recht eigentlich die immer undankbare Rolle des „Mittlers“ übernehmen konnte. Das

Beste für den Menschen Niessche wie für sein Werk wollte die eine wie die andere. Nur daß bei der einen, der Mutter, die hangende Sorge für die Gegenwart vor der für die Zukunft überwog, in der es sich allein noch um das Werk handeln konnte. Wer könnte sie dabei mißverstehen? Die Mutterliebe zitterte für das Kind, das ihr auch der erwachsene, so sehr der Hilfe bedürftige Mann immer geblieben ist. Die alle Werte umwertende Lehre des Philosophen aber mußte der Traditionsgebundenen, die ein unerschütterliches Gottvertrauen, bar aller äußerlichen Frömmerei, nie verließ, in weiter, weiter Ferne bleiben; zu ihr konnte sie nur als die mit Schauer erfüllende Stimme einer Welt herübertönen, zu der ihr jeder Zugang fehlte, und in die hineinublicken sie der verstehende Sohn ritterlich mehr als einmal gewarnt hat. Natürlich war ihr das ein Schmerz, der immer insgeheim an ihr bohrte. Nur das Bewußtsein konnte sie darüber hinwegbringen, daß der Sohn nichts tat, nichts schrieb, wofür er nicht, unablässig mit sich selbst ringend, die volle Verantwortung zu tragen bereit war. Wenn sie doch einmal einen verstoßenen Blick in die Bücher tat, mag sie eine Weltuntergangslust angeweht haben, des Untergangs ihrer Welt, der sie doch mit jeder Faser ihres wahrhaft Kindesreinen Herzens verhaftet blieb. Aber sie ließ sich dadurch nicht irremachen, sondern sorgte dafür, überzeugt von der Überlegenheit der Denkkraft des Sohnes, daß nicht ein Schnitzel des vielen Papiers, welches er beschrieb, verlorenging, soweit es ihr eben erreichbar war. Ein teures Vermächtnis war ihr alles; aber sie brachte mit diesem Sammeln auch ein Opfer der Mutterliebe dar, einer Pflicht folgend, die zu erfüllen ihr dadurch nicht leichter wurde, daß sie deren letzten Sinn nicht erkannte. Immerhin wurde so auch sie zur Mitbegründerin des Archivs.

Die Schwester hingegen, einer neuen Generation der Bildung angehörend, hat mit zäher Energie versucht, sich in dieser vom Bruder neu aufgebauten Welt zurechtzufinden, unter Verzicht auf die Überlieferung der beiden Familien, denen sie entstammte, auf Christentum und Kirche. Einmal auf die steilen, einsamen Höhen des nur Gedanklichen vom Bruder emporgerissen, glaubte sie, es sei auch die ihr gemäße Welt. Sie zwang sich, sie steigerte sich in sie hinein, ihre Natur gewöhnte sich auch an diese dünne Höhenluft, und bald lebte sie wirklich in ihr. Nicht nur Begründerin des Archivs wurde sie, sondern recht eigentlich seine Schöpferin, und damit gewann sie sich das Recht, es als Selbstherrscherin zu verwalten, wenn sie auch aus Frauenklugheit sich mit einem Stab von Männern umgab, in denen sie doch nur die sah, die das Werk in die Zukunft hinüberführen sollten. Eine bis zuletzt emsige Betriebsamkeit hat die rastlose Arbeiterin immer zu neuen Leistungen vorwärts getrieben. In der Stille zu wirken, das lag nicht in ihrer Art, und als sie an der Seite des Gatten den Schritt in ferne Länder des Erdballs getan, war sie erst recht überzeugt, daß man sich nur durchsetzen könne, wenn man sich mitten hinein ins Getriebe des Tages stellte, die Blicke zu der Sache hinzwang, die man vertrat. Immer wieder mußten für das Werk des Bruders die Menschen angerufen werden. Eben deshalb glaubte sie sich auch zur Repräsentation verpflichtet, um so mehr, je mehr der Erfolg ihr recht zu geben schien. Hier aber mußte die schlichte Mutter den Kopf schütteln. Sie war gewohnt, die anfangs kärglichen, später ihr ein wenig reicher zufließenden Mittel als sehr genau überlegenden, sparsamen Hausfrau so sorgsam wie möglich zusammenzuhalten, und sie konnte es wirklich, ohne auch nur im entferntesten den Eindruck des Mangels oder gar der Dürftigkeit zu erwecken. Dieser Beschränkung vermochte sich die Großzügigkeit der Tochter nicht zu fügen, am wenigsten dann noch, als die ergiebiger einkommenden Honorare das Bewußtsein des endlichen Erfolges hoben. Ob der

Bruder für diese Art der Propaganda ein Verständnis gehabt hätte? Die bescheidenste Lebensführung drückte ihn nicht, und selbst in den Stunden, wo ihn der Wahn über die Gewaltigen dieser Erde hinaus erhob, war er entschlossen, auch weiterhin noch mit einem Studentenstüblein und mit einem Studentenessen wie mit einer Selbstverständlichkeit sich zu begnügen.

Lag nun in jener Anspruchslosigkeit der Mutter, ihrer Zurückgezogenheit in die Stille, die ihr für die Gesundheit des Sohnes allein zuträglich schien, und in der Geschäftigkeit der Tochter, der es darum ging, das Werk zu sammeln, zu sichten und mit Hilfe von Mitarbeitern möglichst bald fruchtbar zu machen, schon ein Konfliktstoff, der nur dank der Wohlerzogenheit beider Frauen nie zur Entfremdung und zur Trennung führte, so hätte sich bei der Behandlung und Pflege des Kranken die Gefahr eines Zwiespaltes noch erhöhen können. Denn hier wollte sich nun die Mutter ihr Recht nicht nehmen lassen, immer die Nächste beim Kranken zu sein, ihn ganz allein, nur mit Hilfe einer treuen Dienerin, zu pflegen. Verstehend hielt sich die Tochter zurück, denn sie war überzeugt, daß die Mutter den Verlauf der Krankheit, seit sie sich den Sohn aus der Heilanstalt in Basel geholt hatte, am besten zu beurteilen vermochte. Waren doch auch schon die ersten Jahre des Unglücks durchgelitten, als sie nach dem Verlust des Gatten endlich aus Paraguay hatte heimkehren können. Der Mutter klar durchdachte, an die früheren körperlichen Gewohnheiten des Kranken sich anschließende Behandlung hatte zunächst hoffnungsweckende Erfolge, so daß auch die Fachärzte, die sie zur eigenen Kontrolle heranzog, ihn beruhigt und mit Worten ehrlicher Anerkennung ihr weiter überließen. Schließlich konnte sie sich freilich der furchtbaren Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß es auch den größten Anstrengungen der Mutterliebe nicht mehr gelingen werde, den weiteren Verfall des Geistes aufzuhalten. In gottergebener Trauer sorgte sie nun nur noch dafür, mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte die Lebensflamme nicht erlöschen zu lassen.

Elisabeth Förster war inzwischen nach Weimar übergesiedelt. Ihre Sorge um das Werk trieb sie dahin. Sie brauchte Raum für sich und die Mitarbeiter, eine Arbeitsgelegenheit in anderer Atmosphäre, als sie Naumburg erfüllte, brauchte wohl auch Entfernung von dem immer mehr sich steigenden Leid, an dem sie ja nur passiv, nicht tätig helfend hätte teilnehmen dürfen. Die Stunde kam näher, wo die Mutter nicht mehr sein würde, wo sie von ihr ersetzt werden mußte, und da war es wohl für sie selbst wie für den Bruder am besten, wenn an der klug ausgesuchten, stillen Stätte in Weimar die Tragödie langsam verklang. Auch der Behütung des Werkes mußte das Haus hoch über der Stadt zugute kommen. Adalbert Dehler hat das alles mit warmer Empfindung und doch mit großer Sachlichkeit erzählt. Selbst die unglückliche Vermittlerrolle, die sich im Anfang von Nietzsches Krankheit während des Aufenthaltes in der Jenaer Klinik der „Rembrandtdeutsche“ Langbehn zu erzwingen versucht hatte und unter der die über die Hilfe zuerst beglückte Mutter bald fast zu erliegen drohte, beurteilt er nur, ohne, was nur zu selbstverständlich gewesen wäre, sie als ein zunächst Beteiligter mit Schärfe zu verurteilen. Und auch vor den altjüngferlich-törichte Bemühungen der Frau Elisabeth, die Ursache der Krankheit zu verhüllen, zögert er nicht, sich auf den einzig möglichen Standpunkt der amtlichen Krankengeschichte zu stellen, wie sie uns von E. F. Podach in dem Buche „Nietzsches Zusammenbruch“ mitgeteilt worden ist, obgleich unmittelbar darauf in einem Anhang zu Paul Cohns Schrift „Um Nietzsches Untergang“ die Archivherrin ihr „Quos ego!“ gegen sie mit aller Entschiedenheit ausgerufen hatte. Wir wollen es Dehler danken, daß wir

nun eine Darstellung des viel zuviel berebeten Kapitels bekommen haben, der man voll vertrauen kann. Aber das ist n u r e i n Gewinn des Buches und längst nicht der wesentlichste. Viel wichtiger ist für uns, wenn wir auf das Ganze zurückblicken, daß er einer feinen, stillen, in des Lebens Stürmen jederzeit bewährten Frau, einer mit der Krone der Mutterliebe geschmückten Leidensträgerin, ein Denkmal gesetzt hat, vor dem wir in stiller Stunde mit ehrfürchtigem Danke verweilen.

PAUL FECHTER

## Spracherneuerung

Das Wort vom Sterben der Sprache ist nicht nur in unserer Zeit des Radio und der Zeitungen oft gefallen; von den Tagen der Sophisten bis zu denen Gottfrieds von Straßburg, der das Zerredetwerden der Liebe bitter beklagte, ist das Reich der Worte schon durch viele Wellentäler gegangen und doch immer von neuem zu neuen Ufern und neuen Gipfeln emporgestiegen. Das Sterben und Absinken der Worte und Wortverbindungen zeigt nur die eine Seite des Vorgangs: rund wird das Problem erst, wenn man die Frage hinzunimmt, aus welchen Kräften und Bereichen die Sprache jeweils das Verlorene wieder ersetzt, aus welchen Quellen sie sich immer wieder erneuert, wandelt, den Gang des allgemeinen Lebens spiegelnd umrankt und begleitet.

Es läge nahe, das Verdienst an der jeweiligen Erneuerung der Sprache, aus dem sie die Jahrhunderte überdauert, den Dichtern zuzuschreiben, die aus ihrem Blut und aus ihrer Seele den Worten jeweils neues Leben einflößen, sie in neue Lebensverbindungen bringen, aus denen ihnen neue Kraft der Anschauung wie des Klanges zufließt. Sieht man näher zu, so ergibt sich, daß diese Verlebendigung vom Dichterischen her im großen Bereich des ganzen Lebens nur eine sehr geringe Rolle spielt. Die Kluft zwischen der Dichtung als dem Bezirk der Erneuerung und dem Leben des Tages als dem Gebiet des Absterbens der Worte ist zu groß, als daß zwischen den Mächten hüben und drüben ein wirklich merkbarer, für das Ganze erweislicher Ausgleich erfolgen könnte. Gewiß regenerieren sich im Werk des Dichters Sprache und Wort; dieser neue Aufstieg aber bleibt wesentlich beschränkt auf die Welt, die zu der der Dichtung bereits in unmittelbarer Beziehung steht, und die ist sehr klein. Das große Reich des Wirklichen wird von diesen Vorgängen kaum berührt: die Quellen seiner Sprach- und Worterneuerung und damit die entscheidenden sind von sehr anderer Art. Sie werden aus zwei entgegengesetzten Bereichen gespeist: der Weg des Werdens und Vergehens, den die Sprache durch die Jahrhunderte gegangen ist, wird von ihnen aus deutlicher sichtbar als von den Bezirken der besonderen Seelen, denen die Dichtung untersteht.

Die eine Quelle der Worterneuerung ist das Auftauchen neuer Lebensgebiete mit neuen Wortbedürfnissen und Wortgebilden, die sich in die Sprache drängen, neue Beziehungen aufreißen, erstorbenen Begriffen neues Leben aus neuen Verbindungsmöglichkeiten geben. Wir erleben den Vorgang gerade jetzt wieder einmal sehr eindringlich am Kriege, der sich auch hier als der Vater aller Dinge erweist: die Heeresberichte stellen Beispiele klaren, knappen Meldens von Tatsachen in die Welt, geben altgewohnten Worten neue großartige Farben und bilden aus Begriffen des

Alltags Formeln, die bereits heute Besitz der Allgemeinheit bis zur Verwendung wiederum im Alltag geworden sind. Wenn in einem großen Berliner Restaurant ein Kellner Malheur hat und eine ganze Platte mit Tellern, Schüsseln, Gläsern klirrend zur Erde fallen läßt, wo alles zerschellt; ein zweiter weicht im Vorübergehen geschickt den triefenden Scherben aus und zitiert trocken nur den einen Satz: „Der Rest wurde am Boden vernichtet“ — so ist das nicht nur ein berlinisch amüsanter Witz, sondern darüber hinaus ein schlagender Beweis für die einprägsame Kraft der Formulierungen des Oberkommandos und damit auch für die Kraft der zweiten Quelle der Spracherneuerung, die hier rauscht. Der Heeresbericht hat für die neuen Waffen neue Wortbildungen wie das längst Allgemeingut gewordene Einfliegen geschaffen, die als belebende neue Elemente in den Altbefiz der Sprache eingegangen sind. Er zeigt darüber hinaus zugleich, auf welchen Wegen auch das alte Sprachgut durch rechte Behandlung neu belebt, dem Verfall und dem Sterben entzogen und zu neuer Lebendigkeit erhöht werden kann.

Der Weg der Regeneration, den die Verfasser der Wehrmachtsberichte geben, ist gewissermaßen der einer undichterischen Dichtung. Die jeweils verwendeten Worte werden nicht als bloßes Material behandelt, aufgegriffen, kombiniert und im übrigen sich selbst überlassen: sie werden vielmehr aus ihrer gebrauchsfertigen Existenz im unpersönlichen großen Verikon der Sprache hinweggenommen und in einen Zusammenhang gezwungen, den der gestraffte Geist eines militärischen Autors aus seinem ganz persönlichen und zugleich ganz sachlichen Verhältnis zu Sprache und Wort in die Welt stellt. Sie werden aus dem objektiven Geist des Heeres neu geboren, werden von der Seele eines Soldaten, eines Offiziers blank und rein von jedem Abgenutztsein hingestellt, mit Leben erfüllt, von dem sie nun von neuem Kraft und Dasein bekommen. Es ist der gleiche Vorgang wie bei der Dichtung, der sich hier vollzieht, nur daß die Verfasser ihr Wortmaterial nicht mit dichterischer, sondern mit der allgemein gültigen soldatisch-militärischen Substanz erfüllen und aus ihr neu entstehen lassen. Der neue Geist ergreift die alten Worte und verwirklicht sich in ihnen, wird Erscheinung und wirkende Wirklichkeit für andere. Er geht unvermerkt auch in ihre Welt ein, gibt auch ihrer Sprache einen Halt, den sie bis dahin nicht besaß, und wirkt damit die Erneuerung von innen her, die im Grunde wesentlicher und wichtiger ist als die vom Gegenständlichen, Äußeren her, die jede Erweiterung des Lebensgebietes mit sich bringt.

Wesentlicher Träger dieser Erneuerung von innen her ist in Tagen des Friedens die Zeitung, das große Instrument der Speisung der Millionen mit geistiger Nahrung auf dem Umweg über das gedruckte und gelesene Wort. Die visuell veranlagte Hälfte der Menschheit empfängt aus dem täglich gelesenen Blatt neben dem inhaltlich Materiellen Sprache und Wortschatz — der akustisch Bestimmte wird ihn vom Rundfunk erhalten und dort ganz Ähnliches erleben: das gesprochene Wort haftet im hörend Aufnehmenden vielleicht sogar noch stärker. Die Träger der Zeitung, der Zeitschrift, des Rundfunks sind demnach diejenigen, denen die Verpflichtung zum Erhalten und Erneuern der Sprache am meisten auferlegt ist. Nicht bei den Dichtern, sondern bei ihnen holen sich die Menschen des allgemeinen Lebens, ohne daß sie es wissen und merken, Klang und Halt der eigenen Sprache: von Zeitung und Rundfunk wachsen ihnen die Lebensworte zu, mit denen die Menschen, die über diese beiden riesigen Sprachrohre des sich selber suchenden Geistes verfügen, ihre Worte und Sätze erfüllen. Wo die Worte täglich und stündlich durch die Mechanik der Apparate und Maschinen gleiten und immer neue Gefahren der Mechanisierung sich auf tun, wird zugleich, im Verantwortungs-

bewußtsein der führenden Menschen, eine Quelle der Erneuerung wirksam, deren Bedeutung für den Sprachwandel und vor allem für die Regeneration der Sprache gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Je intensiver der Mann der Zeitung, der Zeitschrift, der Sprecher im Rundfunk seine Worte mit Substanz, mit innerem Leben erfüllt, je mehr er sie selbst bei jeder kleinen und kleinsten Arbeit von innen heraus aufwachsen, als Verwirklichung eines Seelischen gewissermaßen zum erstenmal neu erstehen läßt, um so mehr neues Leben gibt er ihnen fortwirkend mit, Leben, das sie nun zu andern tragen und das ihre Gültigkeit und Wirkungskraft wieder wie zu Anbeginn ihres Daseins belebt und ihnen ihre ursprüngliche Dauer und Daseinskraft wieder gibt. Je weniger die Sprache der Zeitung, des Rundfunks aus dem Reservoir der tausend Worte Schriftdeutsch gespeist, je mehr sie immer wieder neu geboren, bis ins kleinste Wort aus dem bleibenden inneren Urgrund allen Sprechens heraufgeholt wird, desto stärker ist die Wirkung auf Leser und Hörer als die eigentlichen Sprachträger, desto mehr steigert sich die erneuernde Kraft in den Worten, mit denen sie leben. Die Erneuerung der Sprache erweist sich wie alles Lebendige als eine Funktion des inneren Seins — der äußere Zuwachs erscheint sekundär gegenüber der immer neu zu gewinnenden Einstrahlung innerer Wirklichkeit und Tragkraft in den Einzelgebilden der Sprache.

Auf der anderen Seite ist hier zu sagen, daß ein großer Bereich des Lebens innerhalb der deutschen Sprachwelt bisher so wenig ausgenutzt und in den allgemeinen Gebrauch hinübergenommen ist, daß von diesem Bezirk, wenn er einmal wirklich gewonnen und fruchtbar gemacht werden sollte, ungeheure Bereicherungen ausgehen könnten. Dieses Gebiet sind die Naturwissenschaften, deren Ausschaltung aus dem deutschen Bildungsideal des 19. Jahrhunderts sich noch heute in der deutschen Sprachwelt der Gegenwart spiegelt. Wie es Aufgabe der kommenden Zeit sein wird, eine neue deutsche Weltvorstellung zu schaffen, die historische und Naturwissenschaften, geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Ergebnisse und Betrachtungen in einem Weltbild vereint, das beide Seiten der Welt harmonisch umfaßt, so wird es auch notwendig werden, wenigstens die großen Grundbegriffe des naturwissenschaftlichen Denkens und Fühlens unserer allgemeinen, bisher wesentlich von der Historie und den Geisteswissenschaften getragenen Sprache einzuverleiben. Es ist hohe Zeit für diese Rezeption: die einzelnen Sondergebiete des naturwissenschaftlichen Bereichs haben sich bereits auch sprachlich so verselbständigt, daß eine Reihe von Geheimsprachen nebeneinandersteht, die dem nicht fachlich Eingeweihten überhaupt nicht mehr zugänglich sind. Die großen Grundbegriffe des gemeinsam tragenden Bereichs aber müßten mit dem neuen Gesamtweltbild so in die Sprache eingehen, daß sie endlich Besitz des Ganzen werden, auch wenn sie mehr noch als die Worte aus zugänglicheren Bereichen immer von neuem erobert und mit Leben und Vorstellungskraft erfüllt werden müssen. Von der Entropie des Weltalls bis zu Plancks Wirkungsquanten, von den Grundbegriffen der Biologie bis zu denen der Strahlungsvorgänge, ja bis in die Bereiche der Raumkurven und krummen Flächen, der konkreteren Gebiete der höheren Mathematik gibt es eine solche Fülle von Worten, die jenseits ihrer bloßen Berufsbedeutung, möchte man sagen, den Anschauungs- und Tiefenbereich der Sprache so sehr erweitern, überalterten Worten durch neue Verbindungen so viel neues Leben geben könnten, daß die Aufgabe für ganze Generationen schreibender und weltgestaltender Menschen eine Fülle von neuen Reizen mit sich bringen würde.

# Meine Erinnerung an Theodor Fontane

Berlin, 17. März 1941.

Sehr geehrter Herr Dr. Pechell!

Ihrer freundlichen Einladung zur Niederschrift meiner Erinnerungen an Theodor Fontane will ich, so gut ich kann, gern nachkommen, obwohl ich damit einen schmerzlichen Punkt in der Geschichte des Grote'schen Verlages, dem ich seit meines Vaters Tode 1904 vorzustehen die Ehre habe, und die Ursache des Nichtzustandekommens einer dauernden Verbindung des Dichters und des Verlages nicht übergehen kann. Ich würde auch lieber schweigen, wenn nicht auch durch diese Mitteilung ein neues Lichtlein auf den Menschen Fontane fiele und sie eine Begründung der Haltung meines lieben Vaters als eines verdienten und hochstrebenden Schaffers und Wirkers im deutschen Verlagsbuchhandel des vorigen Jahrhunderts ihm gegenüber böte und damit überhaupt die so überaus sensiblen Beziehungen zwischen Autor und Verleger berührte.

Meine Schwester Martha hatte Theodor Fontanes Tochter Martha, genannt Mete, soviel ich mich erinnere, in der Malklasse von Professor Karl Gussow kennengelernt, es erwuchs daraus eine intime Mädchenfreundschaft, die auch zur Annäherung der beiderseitigen Familien führte. Theodor Fontane, seine Frau Emilie, seine Söhne und seine Tochter wurden oftmals Gäste im Hause meines Vaters in der Ulmenstraße, der in jenen glücklichen Jahren auf der Höhe seines Lebens und Wirkens stand und Sonntagabends einen großen Kreis von Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten, Berufsgenossen in heiterer Geselligkeit um sich vereinte. So im März 1884, als mein Vater sein 25jähriges Jubiläum als Inhaber und Gründer des Verlages zugleich mit seiner silbernen Hochzeit feierte. Ich durfte als damaliger Obersekundaner des Kgl. Wilhelmsgymnasiums am Ende der Festtafel daran teilnehmen und sehe noch Theodor Fontane, wie er aufstand und einen Toast in Versen\* auf meinen Vater ausbrachte. Er hatte das Konzept auf großen gelben Kanzleibogen geschrieben (dessen Überlassung ich später der Güte meines Freundes Friedrich Fontane, des jüngsten Sohnes des Dichters, verdanke), die er jedesmal, wenn er eine Seite verlesen, in großem Schwunge auf den Tisch oder daneben schleuderte.

Wer ist's im Saal, dem meine Seele singt,  
Zu dessen Preis ich alle Saiten spannte,  
Nennt uns den Helden, dem mein Lied erklingt,  
Den ich als Liedeswertesten erkannte?  
Wie lang Ihr sucht, wohin der Blick auch bringt,  
Ihr sucht umsonst bei Schwester, Schwager, Tante —  
Pardon, mir stand ein Höheres zu Gebote:  
Der stolze Firmen-Name Müller-Grote.

\* Bisher noch nicht veröffentlicht.

Er kam aus Hamm, so war er denn ein Hammer  
Und nomen omen dacht er auf der Stell',  
Ihn wurmte der verlegerische Jammer  
Und aus dem Hammer ward ein Karl Martell!  
Er schlug den Feind, zerbrach der Engheit Klammer,  
Anhuben andere Tage licht und hell,  
In Nacht verschwanden überholte Normen  
Und gönnten Raum dem Einzug freier Formen.

Ihr Kleinmuts-Zahlen, ach, wie liegt Ihr weit,  
Ihr lieben Einer, Zehner oder Hundert,  
An derlei wird der Hammer-Firma Zeit  
Nicht länger mehr vergeudet und verplündert.  
Und ist der Neid zu lächeln auch bereit,  
Er lächelt nicht und horcht erstaunt, verwundert,  
Wenn an sein Ohr wie Hochflut stolz und brausend  
Der Abschluß schlägt mit seinen Hunderttausend.

Ein Karl Martell in seiner Siege Glanz,  
Ein Simson, weil Philister-Niederringer,  
Und sieh, zum dritten auch ein König Franz,  
Ein König Franz in seinem Löwenzwinger.  
Er reicht dem Löwen Goethe seinen Kranz,  
Und als er winkt zum Zweiten mit dem Finger  
Anspringt der Schiller-Panther und dann zwölfte  
Mit einem Male: lauter Julius Wölffe. —

Was immer singen nur von Winkelried,  
Eheruskertum und Hermann und Thusnelden,  
So dacht ich heut' und flocht ein neues Glied  
Ein in die Kette sangeswerter Helden.  
Ich sing Euch gern ein Neueheruskertlied  
Und andre werden nach mir von ihm melden. —  
Bis dahin aber Götter wollt beschirmen  
Die rührigste, die frischeste der Firmen!

Mag dieser Sang auch aus dem festlichen Anlaß und seiner Stimmung geboren sein, so war es nicht zu verwundern, daß das Freundschaftsverhältnis zu einem Geschäftsverhältnis führte. Theodor Fontane gab meinem Vater die märkische Kriminalnovelle „Unterm Birnbaum“ in Verlag. Beide erhofften und erwarteten einen großen Erfolg. Th. Fontane dachte wohl, daß der Firmenname des Grote'schen Verlages den bescheidenen Auflagen seiner Bücher, die er bei seinen bisherigen Verlegern und namentlich bei seinem vortrefflichen Hauptverleger Wilhelm Herx erlebt hatte, einen märchenhaften Aufschwung der Tausende à la Julius Wolff verbürgen würde. Beider Hoffnungen wurden getäuscht, es erschienen in der Presse wohl einige freundliche Kritiken, aber der Verkauf kam trotz aller Bemühungen nicht über einige hundert Stück hinaus. Mein Vater, den dieses Ergebnis bebrückte, schlug Fontane vor, von Herx die Genehmigung einer Sonderausgabe der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zu erwirken, die er in großem Stil mit Illustrationen von Julius Jakob, dem märkischen Maler, herausbringen wollte. Fontane lehnte ab, da er, jetzt mit neuen, dichterischen Aufgaben beschäftigt, nicht nochmal mit den „Wanderungen“ und einer deshalb nötig werdenden Bearbeitung und Kürzung sich befassen wollte. Er bot meinem Vater daraufhin die inzwischen entstandene Novelle „Écile“ an, die nun seinerseits mein V., wahr-

scheinlich auch verstimmt durch die Ablehnung seines Planes, refüsierte, weil sie wieder ein kleineres Werk wie das erfolglose „Unterm Birnbaum“ war, und er aus seiner Erfahrung und Kenntnis des Publikums mit Recht glaubte, nur mit einem weiter ausgreifenden Roman, wie „Vor dem Sturm“, dem Dichter den sehnlich erwarteten großen Erfolg verbürgen zu können. Er hat mir später auch gesagt, daß ihm die Darstellung „solcher wurmstichiger Ehen“, die Fontane (siehe „L'Adultera“) damals bevorzugte, in seinem mehr auf ethische Werte und Lebensbejahung als auf Gesellschaftskritik ausgerichteten schöngeistigen Verlage nicht behage. Ein Standpunkt, den man, namentlich von unserer heutigen Auffassung aus, wohl verstehen kann.

Genug — die beiderseitige Verstimmung war da, und Fontane, leicht empfindlich, wie Dichter sind, und er ganz besonders war, erklärte bitter „seinen Rückzug aus der Ulmenstraße. — Der Tag war nicht glücklich, als sich das rein menschliche Verhältnis änderte und Geschäft und Freundschaft, wie zwei Pferde, die nicht recht zusammenpassen, nebeneinandergespannt wurden. Alles mißglückte.“ Er wolle nicht „als ein ewig geschlagener General unter den Siegern in hundert Schlachten dastehen“. „Ich kann all diese Dinge nicht zwingen, aber ich kann ihnen aus dem Wege gehen. Vor allem keine Kontroverse, kein Meinungsaustrausch. Mir liegt weniger an meinem Recht als an meiner Ruhe.“

Ich wuchs inzwischen heran und wurde, je mehr ich die Eierschalen der Jugend abstreifte, zu einem begeisterten Fontane-Verehrer, ich las die „Wanderungen“, seine Erzählungen und Romane, die „Kinderjahre“. Seine Gedichte nahm ich so in mich auf, daß ich sehr viele davon noch heute aus dem Kopf hersagen kann. Nichts Schöneres gab es für mich, als im abendlichen Familien- oder Freundeskreise den „Sommerlichen und winterlichen Geheimrat“, das Gedicht zu Menzels 70. Geburtstag „Auf der Treppe von Sansfouci“, „Zeus in Mission“, die Einzugslieder und den einzigen „Frik Raksuf“, in dem der ganze Fontane so herrlich steckt, vorzulesen.

„Und wenn schon mancher das Gähnen fand,  
Dann heißt's „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland““,

so dichtete mich bei einer Geburtstagsfeier ein poesiebegabter Freund an. Auch mein Vater bekehrte sich, von mir angesteckt, immer mehr zum Anhänger Fontanescher Dichtung.

Ich hatte damals — Anfang der neunziger Jahre, ich studierte die letzten Semester in Berlin Kunstgeschichte bei Herman Grimm und Karl Frey — noch nicht die klare Einsicht in das, was vorgefallen war, aber ich merkte doch, daß eine gegenseitige Verstimmung eingetreten war, und deshalb war es mir eine große Freude, als mich eines Tages mein alter Freund Friedrich Fontane einlud, einen Besuch bei seinem Vater zu machen. Friedrich Fontane hatte damals seinen eigenen Verlag begründet, in dem er die verstreuten, in verschiedenen kleinen, inzwischen eingegangenen Verlagen erschienenen Novellen sammelte und dann später die Meisterwerke der Spätzeit des Dichters und die noch heute maßgebende große Gesamtausgabe mit Erfolg herausgab. So stieg ich schüchtern eines Tages um die Mittagszeit die drei Treppen des Hauses Potsdamer Straße 134c hinauf, an dem ein großes Johannerkreuz prangte. Gegenüber war damals die Weinstube von Frederichs, in der Fontanes Freund Adolph Menzel häufiger Gast war. Ich wunderte mich, daß ein so berühmter Mann in so bescheidenen Räumen wohnte — man konnte mit ausgestrecktem Arm beinahe die Zimmerdecke berühren. Fontane empfing mich mit vornehmer Freundlichkeit in seinem einfachen, mit Stichen an den Wänden ge-

zierten Arbeitszimmer mit dem großen Schreibtisch. Ich hatte immer, auch wenn ich mal auf der Straße die große Gestalt mit dem berühmten schottischen Schal um den Hals sah, so auch hier den Eindruck eines alten Obersten oder Generals a. D. Er lud mich zum Sitzen ein, fragte in liebenswürdigster Weise nach dem Ergehen meiner Eltern, meiner Schwester, die inzwischen mit dem sehr bekannten und gesuchten Arzt Dr. Stöter verheiratet war, nach meinem Studium und weiteren Plänen. Die alte Verstimmung wurde nicht berührt. Er hielt bei diesem Gespräch, während ich auf einem Sofa ihm gegenüber saß, immer meine Rechte in seinen etwas fleischigen weichen Händen. Ich durfte dann noch zum Mittagessen bleiben, an dem natürlich auch Frau Emilie und die Tochter Mette teilnahmen. Ich habe daran nur die Erinnerung, daß ich als wortungelenker Westfale und in die Berlinische Art noch nicht eingewöhnter junger Mensch der Zungenfertigkeit der Fontaneschen Damen und ihren kritischen Äußerungen über ihren Bekanntenkreis in keiner Weise gewachsen war und wahrscheinlich einen ziemlich törichten Eindruck hinterlassen habe.

Meine buchhändlerischen Lehrjahre führten mich dann nach Darmstadt, London, Paris, Leipzig, und ich habe Theodor Fontane nicht wiedergelesen.

Ich war inzwischen in den Grote'schen Verlag als Teilhaber eingetreten, und es bot sich, als Wilhelm Herx kurz nach der Jahrhundertwende Theodor Fontane im Tode folgte und ohne Leibeserben starb, noch einmal die Möglichkeit, wenigstens die in seinem Verlage erschienenen Werke für unseren Verlag zu erwerben. Aber auch diese Hoffnung zerschlug sich, da schon vorher bindende Abmachungen über den Übergang seines Verlages mitsamt den Werken von Gottfried Keller, Paul Heyse u. a. an Adolf Kröner, den Inhaber des Cotta'schen Verlages, getroffen worden waren. Später, noch während der damaligen dreißigjährigen Schutzfrist, erschien eine große Auswahlsgabe der Werke bei S. Fischer, wie ja Fontane in seinem Gedicht „An meinem Fünfundsiebzigsten“ resigniert geschlossen hatte: „Kommen Sie, Cohn!“

Als nach dem Umbruch 1933 deutschstämmige Verleger wieder mehr zur Geltung kamen, war es mir eine Freude und Genugtuung für meine alte Fontane-Liebe, daß ich dank und in Mitarbeit mit Friedrich Fontane, dem treuen Verwalter des Nachlasses seines Vaters, einiges daraus, eine Sammlung noch unveröffentlichter Familienbriefe unter dem Titel „Heiteres Darüberstehen“, das „Bilderbuch aus England“, das „Bilderbuch aus Frankreich“, auch eine Neuauflage der „Plaudereien über Theater“ und eine vollstümliche Ausgabe des lange vergriffen gewesenen Erstlingsromans Fontanes „Vor dem Sturm“ im Grote'schen Verlage herausbringen konnte. Weiteres aus dem schier unerschöpflichen Nachlaß des Dichters ist geplant.

Vor einem Jahr, im März 1940, führte mich das Begräbnis eines meiner treuesten und ältesten Mitarbeiter auf den Friedhof der französischen Gemeinde in der Liefenstraße, und ich trat im Schneegestöber auch an das Grab Theodor und Emilie Fontanes in dem Bewußtsein, alte Verstimmungen nach Kräften gutgemacht und damit ein bescheidenes Kränzlein auf sein Grab gelegt zu haben.

Ich stelle Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Pechel, gern anheim, wenn Ihnen diese Zeilen nicht zu gering erscheinen, sie in Ihrer altherühmten Zeitschrift zu veröffentlichen, deren Hefte, damals in rosarotem Umschlag, ich schon in meiner frühen Jugend auf dem Tische meiner Mutter liegen sah.

Mit verbindlichem Gruß Ihr ergebener  
G. Müller-Grote.

# K u n d s c h a n

What a man! Kennen Sie die einigermaßen anstößige Anekdote von dem Abenteuer, das eine Engländerin einmal in der deutschen Eisenbahn erlebte? Nein? Na, ich kenne sie natürlich auch nicht, weiß aber, daß in ihr von einem kolossalischen Etwas von Mann die Rede war. Sie fällt einem ein, wenn man Winston Churchill's „Weltabenteuer im Dienst“ und seine 3bändige Geschichte des Weltkrieges liest. Hören Sie ihn selbst, was er von sich zu sagen weiß: „Ich war ein Kind des Viktorianischen Zeitalters, wo das Gefüge unseres Landes unerschütterlich erschien, unsere Vormachtstellung im Welthandel und auf dem Meer unbestritten war und der Glaube an die Größe unseres Reichs wie an unsere Pflicht, sie zu wahren, sich immer stärker befestigte. In jenen Tagen waren die herrschenden Kräfte Großbritanniens durchaus sicher ihrer selbst und ihrer Marimen. Sie meinten, sie könnten die Welt die rechte Regierungskunst und die Wirtschaftsweisheit lehren. Sie waren von ihrer Überlegenheit zur See und folglich auch von der Unangreifbarkeit ihres Landes überzeugt. Gelassen ruhten sie in ihrem Glauben an Macht und Sicherheit. Wie so weit verschieden davon ist der Anblick der Gegenwart mit ihren Wirren und Zweifeln! . . . In den ganzen zwölf Jahren meiner Schulzeit hat niemals einer mir beizubringen vermocht, daß ich einen richtigen lateinischen Satz schreiben konnte oder vom Griechischen mehr erlernte als das Alphabet. . . . Sechsendreißig Trimester, jedes viele Wochen lang (unterbrochen nur von allzu kurzen Ferien); und in dieser ganzen Zeit hatte ich nur einige spärliche Erfolgsschimmer zu verzeichnen, hatte kaum je etwas lernen dürfen, was für mich von geringstem Interesse oder leisestem Nutzen war, und niemals Spiele betreiben dürfen, an denen ich Freude hatte. Im Rückblick bedeuten diese Jahre nicht allein die unerfreulichste, auch die ödeste und unfruchtbarste Zeit meines Lebens. Als Kind war ich glücklich inmitten meiner Spielsachen. Ich wurde mit jedem Jahr glücklicher, seitdem ich erwachsen bin. Aber die Schuljahre dazwischen sind nur als trüber grauer Fleck auf der Karte meines Lebens verzeichnet. Es war eine ununterbrochene Folge von Betrübnissen, die damals gewiß nicht gering erschienen, und von Mühen, denen die Freude des Fruchttragens ermangelte; eine Zeit voller Unbehagen, Zwang und sinnloser Eintönigkeit. . . . Ich wäre weit lieber bei einem Maurer als Handlanger in die Lehre gegangen oder als Laufbursche herumgerannt oder meinem Vater behilflich gewesen, die Schaufenster seines Kramladens zu dekorieren. Das wäre etwas Tatsächliches gewesen; das wäre natürlich gewesen; ich hätte mehr dabei gelernt, und ich hätte es auch bedeutend besser gemacht. Sicherlich, die überlange Vorbildung, so unentbehrlich sie für den Fortschritt der Allgemeinheit sein mag, ist der Menschheit nicht naturgemäß. Sie ist ihrem innersten Wesen entgegen. Der Junge hat den Trieb, es seinem Vater nachzutun im Erringen von Nahrung und Beute. Er wünscht, nützliche Dinge zu verrichten, soweit es seine Kräfte bei äußerster Anspannung erlauben. Er wünscht etwas zu verdienen, zum Unterhalt der Familie beizutragen, so wenig es auch sein mag. Er möchte auch Mußestunden ganz für sich haben, die er nach Belieben nützen oder vertändeln kann. Er würde wenig mehr für sich verlangen als das Recht zu arbeiten oder zu hungern. Und dann vielleicht an den Abenden würde eine wirkliche Lust zum Lernen über die kommen, die auserlesen sind — und warum die vollzustopfen

suchen, die es nicht sind? — und Wissen und Denken würden die ‚magischen Fenster‘ des Geistes aufthun. . . . Ich bin durchaus für die höhere Schule — nur möchte ich sie nicht nochmals durchmachen. . . . Damals hatte ich noch keine Ahnung, welche große und fraglos hilfreiche Rolle der Schwindel im Dasein derjenigen großen Völker spielt, die sich des Zustands demokratischer Freiheit erfreuen. Ich forderte eine klar gezogene Scheidungslinie zwischen den Pflichten des Staates und den Rechten der Person, die nur beschränkt werden dürften, soweit es öffentliche Sitte und Anstand erforderten. . . . Es scheint schwieriger, eine Revolution weiterzuführen, als sie zu entfachen. . . . Ein Jammer, daß der Krieg . . . nun lediglich Sache von bebrillten Chemikern oder Mechanikern mit der Hand am Hebel eines Flugzeugs oder Maschinengewehrs geworden ist. . . . Der Krieg, der bislang grausam und großartig war, ist nun grausam und erbärmlich geworden. Ja, er ist in seinem Grundwesen völlig zerstört. Und das haben Demokratie und Wissenschaft verschuldet. Von dem Augenblick an, wo man all die Einmischer und Trübmischer am Krieg teilnehmen ließ, war sein Schicksal besiegelt. Anstatt daß eine beschränkte Anzahl gut ausgebildeter Berufskrieger mit altmodischen Waffen und mit wundervoller Kunstfertigkeit altüberkommener Manöver die Sache ihres Landes ausfechten, getragen in jeder Kampfsphase von dem Beifall ihrer Nation, werden heutzutage ganze Völker, Frauen und Kinder eingeschlossen, zu wechselseitiger sinnloser Vernichtung gegeneinander losgelassen; und nur ein Sortiment trübsüchtiger Schreiber bleibt zurück, um die Schlachterechnung aufzusummieren. Im Augenblick, als die Demokratie auf dem Schlachtfeld zugelassen wurde oder sich vielmehr gewaltsam eindrängte, hörte der Krieg auf, ein herrenmässiges Wettspiel zu sein. Zur Hölle mit ihm! Siehe Völkerbund! . . . Ich frage mich oft, ob je eine andere Generation eine so völlige Umwälzung aller Werte und Tatsachen erlebt hat, wie wir sie durchmachten. Kaum irgend etwas in geistiger oder materieller Beziehung, das als feststehend, unverrückbar und unverlierbar anzusehen mir beigebracht wurde, hat standgehalten. Alles das ist eingetreten, was mir als schlechtthin unmöglich erschien oder für unmöglich zu halten gelehrt wurde. . . . Mangel in einer sehr begehrten Ware ist gemeinhin die Ursache einer Steigerung ihres Werts; und es hat wohl nie eine Zeit gegeben, wo Kriegsdienst von den militärischen Autoritäten so hoch angeschlagen und von den Offizieren aller Grade so brennend begehrt worden ist. Er eröffnete den Weg zu raschem Aufstieg und Beförderung. Er war das lockende Eingangstor zu Auszeichnungen. . . . Die Gefahr — denn wir Leutnants sahen sie als solche an — daß nach Meinung der damaligen Zeit eine liberale und demokratische Regierung den Krieg unmöglich mache, sollte sich als Unding erweisen. . . . Das Zeitalter des Friedens nahm ein Ende. An Kriegen sollte kein Mangel sein. Es gab genug für alle! Weiß Gott, genug, und sogar im Überfluß! Sehr bald sollten die raren Leckerbissen der Kämpfe an der indischen Grenze und im Sudan an den Markt kommen, verteilt nach Glück und Gunst, und die ganze britische Armee riß sich darum. . . . In den zwanzig Jahren meines hiesigen Aufenthalts, meinte der bejahrte Botschafter [Cambon], war ich Zeuge einer tiefergreifenderen und vollständigeren Umwälzung in England, als es selbst die Französische Revolution gewesen ist. Die herrschenden Klassen bei Ihnen sind fast vollständig ihrer politischen Macht und in weitem Maße auch ihres Wohlstandes und Landbesitzes beraubt worden; und das alles hat sich nahezu unbemerkt vollzogen und ohne den Verlust eines einzigen Menschenlebens. Ich glaube, daß er recht hat. . . . Für einen Menschen mit geringer wissenschaftlicher Bildung sind Zitatensammlungen sehr nütz-

lich. Bartlett's „Gebräuchliche Zitate“ ist ein vortreffliches Werk, und ich habe es eingehend studiert. Solche Aussprüche, gut eingeprägt, sind gute Leitsterne des Denkens. Überdies regen sie an, den betreffenden Autor zu lesen und mehr von ihm zu erfahren. In jenem oder einem ähnlichen Buch traf ich auf das Wort eines Franzosen, das mir ungemein zutreffend schien. „Le coeur a ses raisons, que la raison ne connait pas.“ Es erschien mir überaus töricht, die Gründe des Herzens zugunsten derer des Verstandes zu verwerfen. . . . Andererseits hatten mir meine beiden Bücher und meine Berichte an den „Daily Telegraph“ bereits fünfmal soviel eingebracht, als mir die Königin für drei Jahre emsigster und manchmal gefährlicher Tätigkeit bezahlt hatte. Aber Ihrer Majestät waren durch das Parlament derart die Hände gebunden, daß es ihr nicht möglich war, mir ein auskömmliches Gehalt zu gewähren. Ich mußte mich daher mit großem Bedauern entschließen, ihren Dienst baldigst zu verlassen. . . . Ich habe bis zum heutigen Tag vierzehn Wahlschlachten durchgefochten, und jede kostete mir etwa einen Monat meines Lebens. Es hat etwas Trauriges zu denken, daß man nicht weniger als vierzehn Monate seiner knapp bemessenen Daseinsfrist damit verbracht hat, leeres Stroh zu dreschen. . . . Laßt uns die Lektionen lernen, die uns das Leben gibt. Niemals, niemals, niemals glaube man, ein Krieg werde je leicht und glatt verlaufen oder man könnte bei Antritt einer so gefährvollen Reise im voraus die Stuten und Wirbelstürme ermessen, in die man geraten wird. Der Staatsmann, der dem Kriegsgeschrei nachgibt, muß wissen, daß er nicht mehr Herr der Politik, sondern Sklave unvorhergesehener und unberechenbarer Geschehnisse ist, sobald er das Signal gegeben hat. Rückständige Kriegsämter, schwache, unfähige oder anmaßliche Führer, unzuverlässige Verbündete, feindlich gesinnte Neutrale, widriges Glück, böse Überraschungen, gewaltige Fehlberechnungen — das alles setzt sich rund um den Katetisch am Morgen einer Kriegserklärung. Stets denke man daran, so fest man auch auf leichten Sieg vertraut, daß es nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn nicht auch der Gegner an eine Siegesaussicht glaubte. . . . Ich habe immer den Standpunkt vertreten, daß man Kriege oder sonstige Gewaltmaßnahmen mit allen Machtmitteln bis zum vollkommenen Siege durchführen muß, dann aber dem Überwundenen die Hand der Freundschaft reichen soll. Deshalb war ich während der Dauer eines Streits stets ein Gegner der Pazifisten, nach seiner Beendigung aber ein Gegner der Jingos. . . . Ich meine, wir hätten die Iren unterwerfen und ihnen dann die Homerule gewähren sollen; wir hätten die Deutschen aushungern und dann ihr Land wieder mit Lebensmitteln versorgen müssen; und nach Niederwerfung des Generalstreiks hätten wir die Beschwerden der Bergarbeiter abstellen sollen. . . . Aber wie es nun einmal ist, kann der, der den Krieg gewinnt, zumeist keinen guten Frieden machen; und wer einen guten Frieden machen kann, würde niemals den Krieg gewonnen haben. Immerhin hieße es in der Schlussfolgerung vielleicht etwas zu weit gehen, wenn ich behaupten wollte, ich könnte beides. . . .“

Berichterstatte 1895 im Aufstand auf Kuba, als Offizier in Indien beteiligt an Kämpfen gegen die Stämme an der Grenze, Teilnehmer an der Schlacht von Omdurman und am Burenkrieg, in dem er in Gefangenschaft geriet, aus der er entfloß. Ins Parlament als 24-jähriger gewählt, 1906 — 1908 Kolonialstaatssekretär, 1908 bis 1910 Handelsminister, 1910 — 1911 Innenminister, 1911 — 1915 Erster Lord der Admiralität, 1914 mit einer Marine-Abteilung in Antwerpen, 1916 — 1918 Minister für Kriegs- und Munitionslieferungen, 1918 — 1921 Kriegs- und Luftfahrtminister, 1921 — 1922 Kolonialminister, 1922 — 1929 Schatzkanzler, von

September 1939 Erster Lord der Admiralität im Kabinett Chamberlain, heute Ministerpräsident von Großbritannien: das sind die Stationen von Churchills bisherigem Lebenslauf. . . . Die unbekannte Anekdote endete jedenfalls mit dem entsetzten Ausruf: What a man!

**Georg Hirth zum Gedächtnis.** Wer immer Rückschau halten mag auf die großen Anreger, die im verflossenen Jahrhundert auf dem Feld der Frühentwicklung in Kunst und Kunstgewerben den Weg aus einer efflektischen Wirnis zurück zum Wiederanschluß an eine deutsche, der Nation ureigene Formensprache gesucht haben und ihm mit stärkstem persönlichem Einsatz vorangeschritten sind, der wird den Wahlbayern Georg Hirth, der vor nun hundert Jahren in Thüringen geboren wurde, mit zu den besten dieser Pioniere zählen. Kämpfer ist Georg Hirth gewesen vom kaum erreichten Mannesalter an, und Kämpfer ist er auch geblieben bis in seine späten Jahre, die seiner immer wieder in ungebrochener Begeisterung an neuen Eindrücken, neuen Erkenntnissen tatbereit aufflammenden Frische nichts anzuhaben schienen. Fruchtbares Erdreich war sein Geist, in dem jedes vom Leben hingewehte Samenkorn keimte und Wurzeln schlug — wertvoller Wuchs darunter und auch manche bald verwelkte Blüte. Von Zeitströmungen und örtlichen Einflüssen beeindruckt, ist Georg Hirth so über manche Seitenpfade hingeschritten, ehe er seinem besten Lebenspfade sich hingab. — In der altberühmten geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha empfängt er als junger Mensch die erste Formung, dann geht er zu volkswirtschaftlichen Studien nach Leipzig, treibt leidenschaftlich Turnerei, redigiert jahrelang die „Deutsche Turnerzeitung“ und veröffentlicht eine Anzahl Schriften über Turnwesen. Es folgt Berlin: allerlei volkswirtschaftliche Arbeiten, ein „Parlaments-Almanach“, die Redaktion der „Annalen des norddeutschen Bundes“ und anderes sind Früchte dieser Zeit. Dann zieht er in den Krieg von 1870/71 und kehrt verwundet heim — ein wenig hinkt der kraftvoll und gedungen gebaute Mann seitdem, aber aus seinem klar geschnittenen, ausdrucksvollen Kopf blicken die hellen Augen aufnahmebereit wie je. Über die Redaktion der damals bedeutungsvollen Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ kommt er nach München, und hier findet er als Autor und Verleger die neue Heimat. Es ist die Zeit, in der nach zwei siegreichen Kriegen das deutsche Nationalbewußtsein überall erstarkt, in der Anknüpfung an einst vollbrachte Leistungen auch in der deutschen Kunst zum führenden Gedanken wird. Die alten Meister werden Vorbild, die Renaissance der „Renaissance“ wird Ideal, und neben Männern wie Franz von Seltz und Lorenz Gedon wird Georg Hirth sein wesentlichster Träger. Wie ein Inventar des Besten, was die großen Köpfer der Vergangenheit geschaffen haben, wirken die von ihm herausgegebenen stattlichen Bände des „Formenschatz“, des „Kulturgeschichtlichen Bilderbuches aus drei Jahrhunderten“. Was irgend ihm als Vorbild von den Schöpfungen aus versunkener Zeit begeistert, das greift er auf, erschließt es neu. Dazu schreibt er das erste Werk über „Das deutsche Zimmer“ — träumt davon, daß der Deutsche „in die Hallen und Trüben der Vorfahren wieder einziehen“ möge. Fruchtbar wirkt sich sein Wirken, das auch für Drucker und Verleger Muster aus damals fast vergessenen Schätzen hebt, auf das Schaffen der Künstler und Kunsthandwerker aus. — Bei all dem wird er, hingerissen von den Funden seines Eifers, selbst zum Sammler alter Kunst. Erfüllt ist sein prächtiges Haus von allen nur denkbaren Meisterwerken aus vergangener Zeit — sein größter Schatz, die Sammlung von Porzellanfiguren aus frühen deutschen Manufakturen, aus Meißen, Ludwigsburg und Höchst, aus Frankenthal und Nymphenburg und

Wien: „Klein-Tanagra“, wie er diese spielerisch-zierliche Welt des Kokoko gerne nennt. — Aber das alles ist deutsche Vergangenheit, und mehr und mehr regt sich ringsum ein Neues, klärt sich auch in ihm die Erkenntnis, daß eine neue Gegenwart in ihrem Stil wohl auf den Fundamenten der Tradition erwachsen, daß sie aber ihre eigene durch gewandelte Voraussetzungen, durch neue Technik und Gebrauchsfragen entwickelte Formensprache finden müsse. Noch einmal einsehen, um auch hierbei zu wirken? Noch zögert er — eine Reihe von Schriften über Fragen der Biologie und der Kunstphysiologie entstehen in dieser Zeit, die als schöpferische Pause sich einschleibt. Dann aber kommt der Augenblick, in dem Georg Hirth — man schreibt jetzt 1896 — entschlossen ist, auch in das neue Werden führend einzutreten. Nicht ein abklingendes Leben sieht der nun Fünf- und fünfzigjährige vor sich: aus dem noch unerschöpften Reichtum seines Wesens, aus der Entzündbarkeit seiner Seele wird ihm die Gnade, hier wieder mit ungemindertem Ansatz schöpferisch zu wirken. Die „Jugend“ gründet er — wie ein Frühlingwerden ist ihr Anfang, und Scharen junger Künstler schließen sich ihm an. Namen? Frits Erler, Otto Edmann, Puz, Pankof, Julius Diez. — Aber das neue Unternehmen braucht namentlich zu Anfang große wirtschaftliche Mittel. Da bringt sein Schöpfer auch dieses Opfer: er trennt sich von „Klein-Tanagra“ und von zahlreichen Werken alter Meister, damit sein neues Werk bestehe: „Jugend“ — er selbst baut in der Zeit, in der er alle Kräfte einem neuen Ideal zuwendet, neu auf, was ihm tiefstes und sein persönliches Erleben ist: im Hause Franz von Stucks findet er dieses junge Mädel, das für ihn neuer Ausgang in ein wieder neues Dasein wird. — Versunken alles das. Für uns sind heute die Träume, in die Stuben unserer Ahnen einzugehen, so fern, so überholt wie die Versuche, durch Aufgreifen von edler Pflanzenornamentik zu einem deutschen Stil im Kunstgewerbe zu kommen: die „Renaissance“ der Achtzigerjahre ist uns so fremd geworden wie der „Jugendstil“ von der Jahrhundertwende. Bei all dem aber bleibt das Wirken Georg Hirths als Rufer zur Besinnung auf die deutsche Kraft, als Bildner und als Wegbereiter zu Etappen, über die hier die Entwicklung unseres Stiles gehen mußte, von bleibender Bedeutung.

**Die Wiederentdeckung der Kirche.** In einem Zeitpunkt, wo der äußere Bestand der Kirche auf das schwerste bedroht ist, von einer „Wiederentdeckung der Kirche“ zu sprechen, könnte derjenige, der mit der inneren Geschichte der Gegenwart nur wenig vertraut ist, leicht für eine Vermessenheit halten. Bedenkt man indessen, daß eine solche Wiederentdeckung in Wahrheit nur möglich ist als strenge Selbstbesinnung der Kirche an sich, so wird man Kurt Plachte die tiefere Berechtigung, seiner Schrift über das Geheimnis und Wesen der Kirche (Göttingen 1940, Vandenhoeck & Ruprecht. NM 3,80) diesen Titel zu geben, nicht absprechen dürfen. Was man heute auch immer vorbringen mag gegen die Kirche, der echten Kirche, der „Kreuzritterschaft des Geistes“, wird gerade dies zur rechten Erkenntnis ihrer vordem vielleicht verkannnten oder versäumten Sendung verhelfen, der Verkündigung des Evangeliums in der Zeit. Zumal wir mit der Tatsache rechnen müssen, daß unzählige junge Menschen heute heranwachsen ohne die geringste Kenntnis der Bibel, wird diese Aufgabe der Verkündigung zu einem für unser Volk schlechthin entscheidenden Problem. Da die schriftliche Aufzeichnung des Evangeliums mit Luther wohl als „ein Gebrechen des menschlichen Geistes“ anzusehen ist, kommt es also für die Kirche in jedem Zeitalter von neuem darauf an, das Zeugnis ihres Glaubens, das lebendige Gotteswort, in die Sprache der Gegenwart, in die Wirklichkeit des Volkes zu übersetzen. Plachte nennt dies im

Gegensatz zur religionsgeschichtlichen die existentielle Auslegung der Heiligen Schrift. — In solchem existentiellen Sinne hat der Hamburger Theologe und Gemeindepfarrer Paul Schüs „Das Evangelium“ (Berlin 1940, Hans von Hugo Verlag. Geb. RM 11, —) dem Menschen dieser Zeit dargestellt. Tief durchdrungen von unserer geistigen und geistlichen Not, immer in härtester Fühlung mit der Wirklichkeit unserer Tage, hat er das Markusevangelium, als den kürzesten und schlichtesten Bericht des Neuen Testaments, Kapitel für Kapitel durchgenommen und ihm Rede gestanden — durchaus im Bewußtsein, daß die gewöhnliche, dem Wissenschaftsmythos verfallene Schultheologie uns in unserer Situation nicht mehr zu raten vermag. Nicht auf begriffliche Erklärung also kommt es ihm an, sondern auf die Überfokung des Evangeliums in die erregte Sprache unserer Gegenwart, um zu bezeugen, daß es hier um ein im höchsten Maße irrationales, dynamisches Ereignis geht, nicht um Lehre, sondern um Leben. Er will das Numinose nicht verständlich machen, aber zeigen will er: *Tua res agitur!* Hat auch seine Darstellung dadurch, daß sie sich an die Reihenfolge der Kapitel anschließt, einen aphoristischen Charakter erhalten, so entbehrt sie doch nicht einer gewissen Systematik, die namentlich zur Geltung kommt in der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen der natürlichen Zeit und der Gotteszeit; für Gotteszeit würde man wohl auch sagen können: Ewigkeit — wenn nicht diese so oft als eine bis ins Unendliche summierte natürliche Zeit mißverstanden würde. Der Einbruch der Gotteszeit in die vergehende Zeit — „Ehe denn Abraham ward, bin ich!“ — ist das eigentliche Ergebnis der Offenbarung. „Die Gottheit weiß von einem tausendjährigen Tag und von einem eintägigen Jahrtausend.“ So formuliert Paul Schüs diese Paradoxie, die manchem nicht leicht eingehen mag. Aber der Verzicht auf alle rationale Erklärung, der Mut zur Paradoxie und zum Wunder, der Mut zur Wirklichkeit und zur Tragik gibt dieser neuen Theologie das Gepräge. Es zeigt sich hier, daß das echte Wagnis nicht im einfachen Unglauben, sondern vielmehr im Glauben besteht. Dadurch sieht sich der Mensch freilich in einen tragischen Widerspruch versetzt, der sich durch keinerlei Mythos und Geschichtsphilosophie beseitigen läßt. „Der Konflikt besteht darin, daß ich als Christ an das Schicksal meines Volkes gebunden bleibe. Ich bin ein Geborener, bevor ich ein Getaufter war... Ich will auf dem Posten stehen bleiben, auf den ich gestellt ward. In solcher Treue will ich mit meiner Schuld, mit der Schuld meines Volkes in das Weltgericht gehen.“ Erst auf dem Grunde solcher Erfahrung vermag das Bewußtsein der Schwere und Größe des christlichen Auftrags ganz inne zu werden: „Segnet, die euch fluchen.“ Es ist eine ernste Wahrheit, die Paul Schüs ausspricht: Eine Kirche, die nur für ihren Bestand und für ihr Recht kämpft, ist nicht mehr Gottes Kirche, sondern nur noch Religionsgemeinschaft. Die echte Gotteskirche, welche kämpft, kämpft als segnende, als liebende, als rettende Macht gegen die ihr Fluchenden, die Dämonen. Insofern sich unsere christliche Kirche dieser charismatischen Aufgabe als ihres Geheimnisses von neuem bewußt wird, läßt sich in der Tat von einer Wiederentdeckung der Kirche sprechen.

**Das alte System.** Die Gesellschaft für kulturelle Verbindung der UdSSR mit dem Ausland, abgekürzt *WOKS* genannt, gibt unter dem Titel „*WOKS*“ Mitteilungen heraus, die über wissenschaftliche und kulturelle Arbeiten in der Sowjetunion berichten. In den Mitteilungen Januar/Februar 1941 findet sich neben andern interessanten Berichten eine Mitteilung über künstliche Viehbefruchtung. Aus ihr erfährt man, daß durch die künstliche Viehbefruchtung, deren Methoden von sowjetischen Gelehrten erfunden wurden, im Laufe von 10 Jahren

bereits 75 000 000 Stück Vieh erzielt worden seien. In den Jahren 1939 und 1940 sei die künstliche Befruchtung an 30 000 000 Schafen, 2 500 000 Kühen und 4 500 000 Pferden vorgenommen. Die großen Vorteile dieser Fortpflanzungsmethode sollen vor allem darauf beruhen, daß auf diese Weise von besonders wertvollen Zuchttieren eine zahlreichere Nachkommenschaft als auf dem gewöhnlichen Wege zu erzielen sei. Jedes einzelne Exemplar würde rationeller ausgenutzt und auch die etwaige Unfruchtbarkeit stark eingeschränkt. Natürlich seien solche Methoden nur in den Riesenbetrieben der Kollektiv- und Sowjetwirtschaften durchzuführen. Die Methoden seien so durchgebildet, daß sie auch von ungeschulten Kräften angewandt werden könnten. Von dem Grundsatz ausgehend, daß nichts, aber auch gar nichts ungenutzt bleiben dürfe, erweitert man die nutzbringende Tätigkeit von Zuchttieren stark über das normale Maß hinaus: man hat errechnet, daß mit diesen Methoden mit dem Sperma eines einzigen Schafbocks im Laufe eines Jahres etwa 15 000 Schafe, mit dem eines Bullen etwa 1500 Kühe, mit dem eines einzigen Hengstes etwa 600 Stuten befruchtet werden können. Doch damit nicht genug: jetzt arbeitet man an einem Verfahren zur unbegrenzten Konservierung des Spermas. Das ist schon so weit gediehen, daß der Lebenssaft bis 12 Stunden in Kapseln wirkenskräftig konserviert bleibt und mit Flugzeugen oder Automobil Hunderte von Kilometern weit gebracht werden kann. Hier eröffnen sich zweifellos nachdenkliche Möglichkeiten, und es wird interessant sein, zu erfahren, wie weit man diese Eingriffe in das organische Leben und die Lenkung der natürlichen Vorgänge wider die Natur ohne Schaden wird ausdehnen können. Schließlich liegt ja nach dem Plan der Natur auch in der Verschwendung wertvollen Gutes ein tiefer Sinn, und bei allen Versuchen, der Natur mit technischen Kunstgriffen ins Handwerk zu pfuschen, gehen vielleicht doch wertvollste Eigenschaften, wie die der erhöhten Vitalität bei den im Rausch der Geschlechtsverbindung erzeugten Wesen, verloren. Von einer Ausnutzung besonders wertvoller menschlicher Zuchttiere verlautet vorläufig nichts. Ob wohl in den Hirnen der künstlich befruchteten Muttertiere Gefühle sich bemerkbar machen, wie sie in einem Zwischenruf zum Ausdruck kamen, den ein Zuhörer eines populärwissenschaftlichen Vortrages über die Herstellung des Eiweiß auf synthetischem Wege tat, der dem Vortragenden auf seine These, daß es nun wohl auch bald möglich sein würde, einen Menschen auf künstlichem Wege herzustellen, erwiderte: „Ist vor meine Person, Herr Professor, bleibe bei det alte System“?

RITA VON GAUDECKER

## Dunkler Spiegel

Erzählung  
(Schluß)

Als ich sie abholte, an einem trüben Oktoberabend, stand uns wohl beiden zu viel von dem Damals vor Augen. Wir blieben still und unfrei. Das kleine Haus unseres alten Freundes war längst geschlossen für uns, verkauft und verändert. Und auch sonst hatte die Nachkriegszeit der Stadt manch anderes und nicht besseres Gesicht gegeben. Wir fuhren sehr stumm mit dem kleinen Hafendampfer zur Rike-

berger Brücke hinüber. Ich fürchtete mich, Maria in das Gesicht zu sehen. Schwer wäre es gewesen zu sagen, warum. Ganz hilflos und kindlich ausgedrückt, hätte ich sagen müssen: „Das Gesicht fror.“

Mein kleines Hausmädchen holte uns an der Anlegestelle ab und lud Marias Gepäck auf die Karre. Als sie es ihr reichte, zögerte sie einen Augenblick und fragte dann: „Bist du nicht Gesine Lüders?“

Das siebzehnjährige Mädel nickte strahlend und sagte eifrig: „Ich kam immer mit zur Strickstunde.“

„Ja“, sagte Maria langsam und begann neben mir herzugehen, „ja, du hast deinen ersten Kriegerstrumpf bei mir fertiggebracht.“

Damit gingen wir weiter. Ich konnte nichts mehr denken als die bohrende Angst: Das war verkehrt. Das hätten wir beide nicht wagen sollen. Aber ich hatte freilich gemeint, ein Klaus Widenthor sei in sieben Jahren mit Stumpf und Stiel ausgerottet und vergessen bei einer Frau, wie Maria es war. Wir hatten ihn in unsern wenigen Briefen nie mehr erwähnt. Was ich hier flüchtig von ihm gesehen und gehört, paßte zu meinem unguten Bilde von dem Mann. Aber was weiß man von dem dunklen Spiegel eines Herzens, vor dem die Vergangenheit steht.

Der Oktoberwind rauschte in den Buchen. Gesine karnte vor uns her und reichte mir die kleine Laterne, die unsern Weg beleuchtete. Maria ging schneller und eigentlich so, als ob wir beiden andern gar nicht da wären. Sie blieb auch überascht stehen, als ich sie anrief bei dem Seitenweg, der links zu meinem Hause hinaufging. Es war, als habe ich sie auf ihrem eigentlichen Weg unterbrochen. Von nun ab ging sie viel langsamer, nahm mir das Laternchen ab und fragte plötzlich nach mir und meinem Ergehen. Es war, als sei ihr eben erst klargeworden, daß sie ja auf dem Weg zu meinem Hause war und hier zu Gast sein würde. Einmal blieb sie stehen und sah zurück. Der Laternenschein blinkte zu ihren Füßen und streifte auch ihr Gesicht. Den Hut trug sie in der Hand, und der Wind kämmte ihr kurzes, dunkles Haar. Die Züge waren strenger geworden, aber in den Augen, die zu oft von einer Brille verdeckt wurden, stand noch das unbewachte Mädchenhafte, wenn sie einen ansahen ohne die Schutzwand des Glases. Ich war langsam weitergegangen, der im Dunkel leise quietschenden Karre nach. Dann holte Marias Schritt mich ein, und wir redeten erst wieder in der hellen, kleinen Hausdiele, die ich mit soviel Stolz zu ihrem Empfang geschmückt hatte. Als sie den Spiegel sah, fragte sie plötzlich: „Und wo ist das Cello?“ Ein besonders begabter Schüler des alten Herrn hatte es bekommen. Maria nickte zu der Antwort und meinte: „Hätte ich es doch sein können.“ Es war das alte Heimweh nach dem verlassenen Weg der Musik.

Aus den ersten Tagen ist dann wenig zu erinnern. Maria arbeitete sogleich mit einem hingebenden, ich möchte fast sagen verbissenen Eifer an der Anlage meines Bauerngartens. Und doch, obgleich sie nichts vergaß oder versäumte, mit einem Untergrund unbeteiligter Zerstreuung, der mir immer wieder die Fremdheit bewußt machte, in der ich ureigentlich zu ihr stand. Zwischen uns war eine einzige plötzliche Brücke gewesen, gebaut an einem Tag der unberechenbaren Zufälle. Das Ufer wurde betreten, aber, wenn ich es so sagen darf, das ganze Hinterland dieses Lebens blieb mir trotzdem fern. Das wußte ich erst jetzt in dem Versuch gemeinsamen Alltags auf dem Boden eben dieses mir unbekannten Hinterlandes von Marias Ehe und Leben. Kleine unbedeutende Sätze in unserer Beratung über das Anpflanzen von Bäumen, Sträuchern und Stauden konnten es mir wieder in Erinnerung bringen. Wenn Maria abwehrte:

„Nein, der Baum gedeiht hier nicht. Oder doch nicht auf die Dauer. Im dritten, vierten Jahr beginnt er zu verkümmern. Er braucht andern Boden. Ich weiß Besseres für dich. Das muß man eben kennen.“

Und ich stimmte dann zu und dachte vor mich hin: Ja, das muß man eben kennen. Alles miteinander, den Boden, die wechselnden Jahre, die Art einer Pflanze und die Kraft ihres Überdauerns — alles. Auch die Geschichte eines Herzens. So ließ ich Maria tun, was sie für gut fand, und wartete unbewußt mit einer schmerzlichen Mutlosigkeit auf den Tag ihrer Abreise.

An einem Sonnabendabend waren meine kleine Gesine und ich noch damit beschäftigt, den gesäuberten Treppenläufer zu legen, hinauf zu der Giebelstube, in der Maria wohnte. Da hörten wir unten Stimmen. Ich schickte Gesine hinunter in der Annahme, daß ein Bote aus der Stadt Bestelltes abliefern wollte. Sie blieb lange aus und kam dann mit einem verstörten Gesicht zurück. Indem hörte ich das Zuschlagen der Haustür in dem heftigen Wind und sah entfernende Schritte. Gesine stand stammelnd vor mir, und ich höre noch in ihren breiten, kindlichen Händen die Messingstangen klirren, die sie hastig aufsammlerte.

„Das war die Martha aus Haus Widenthor“, sagte Gesine, „die Martha, die immer mit mir zusammen die Milch holt bei Bargstens.“

Ich wußte, daß Gesine dies Mädel aus ihrem Heimatdorf öfters erwähnt hatte, das hier irgendwo im Dienst war und bei demselben Bauer die Milch holte, der uns belieferte.

„Aber was wollte sie hier?“ fragte ich, unruhig geworden.

„Sie wollte die Frau holen“, stotterte Gesine fassungslos. „Sie sagt, der Herr will sie haben. Das sagt sie.“

„Der Herr?“ fragte ich. „Der Herr Widenthor? Gesine, jezt redest du Unsinn.“

„Nein“, beharrte sie, „nein, Martha sagt doch, der liegt schon drei Tage. Sie meint, das wird nicht mehr gut. Und ich hab' ja der Martha erzählt, daß die Frau hier ist.“

Gesine gewann ihre Fassung zurück und zugleich ihren Stolz über die wichtige Rolle, die ihr zugefallen. Ich warf den Läufer hin und wollte hinunter. Da sagte Gesine rasch und erschrocken:

„Die Frau ist schon weg, die ist gleich mitgegangen.“

Ich faßte nach dem Treppengeländer und starrte das Kind an. Die Messingstangen rollten klirrend und polternd die Stufen hinab. Einige Augenblicke redete nur in lauten Zügen der heftige Herbstwind. Irgendwo klappte ein Bodenseifer. Gesine lief hin, es zu schließen. Ich glaube, ich muß sie erschreckt haben. Ehe sie zurückkam, ging ich nach unten, stand in der dunklen Diele, in der ein eben angezündetes Kaminfeuer mutlos zuckte, und sah den Silberrahmen des Spiegels matt vor mir ausblichen. Dann öffnete ich die Haustür und horchte hinaus, als müsse ich Marias Schritte noch hören oder ihr nachlaufen. Aber es war alles still, und mir blieb nichts wie das gleichmäßige Rauschen der Buchen, die ihre Blätter zu verstreuen begannen nach diesen kalten Nächten. So ging ich ins Haus.

Langsam sammelte ich meine Gedanken. Hatte Maria ihren Mantel mitgenommen? Nein, der war oben in ihrem Zimmer. Ich hätte es also sehen müssen, wenn sie ihn holte. Die alte Lederjoppe von der Gartenarbeit lag in der Küche. Sie hatte sich da wohl eben die Hände gewaschen, als das Mädchen kam. Nichts — hatte sie denn nichts in der Abendkälte mit auf den Weg? Das schien mir zunächst das Wichtigste. So hart ich sie auch kannte im Umgang mit Wind und Wetter. Und da wußte ich plötzlich, was sie mit hatte. Es erschien mir so sonderbar, daß ich mich

stills an das langsam auflebende Kaminfeuer setzte und diesem kleinen Zufall nachdachte.

Wir hatten heute alte, bunte Bauerntücher angesehen, von denen mir einige von der Kieler Schlossstraße zur Auswahl geschickt wurden von dem Antiquitätenladen der Frau Thor Aspern. Ich wollte in der Diele solch Tuch an die Wand hängen. Zufällig war auch unter den Tüchern ein großes, schwarzwollenes, wie es die Bauernfrauen zur Kirche oder als Trauertuch tragen. Dies Tuch war über dem Stuhl an der Tür hängengeblieben, und Maria mußte im Hinausgehen danach gegriffen haben.

Ich sah Maria vor mir hergehen, rasch und ihres Ziels bewußt, das schwere Tuch um die Schultern, über ihrem dunklen, leinenen Arbeitskleid. Und mir war plötzlich zumute, als sei sie damals, als wir von der Dampferbrücke heraufgingen, eigentlich schon auf diesem selben Weg gewesen und ich hätte sie durch meinen Anruf, links zu mir abzubiegen, nur darin gestört.

Meine Gedanken versuchten, vorzudringen bis dahin, wo Maria jetzt stand. Aber die Bilder, die ich rief, blieben mir verschlossen und wehrten mir in der gleichen Fremdheit, die mich in den vergangenen Tagen schon manchmal berührte. Ich ließ es fallen wie eine Arbeit, die nicht die meine war, und wandte mich, nun Gesine mir zaghaft gefolgt war, zum Alltag zurück. Wir taten, was für den Sonntag noch vorbereitet werden mußte, aßen unser einfaches Abendbrot und häuften Buchenkloben vor den Kamin. Denn es mochte eine lange Nacht werden.

Obst und Brot stellte ich für Marias Rückkehr bereit und die breite ostfriesische Teekanne. Dann schickte ich Gesine zu Bett und versuchte, am Schreibtisch zu arbeiten. Das gelang kaum — es blieb ein Warten mitten im Rauschen des Nachtwindes. Endlich rückte ich den tiefen Stuhl an das Feuer und ließ Gedanken und Träume ihren Weg gehen.

Wann der Klopfer ertönte und ich den Riegel zurückschob, weiß ich nicht mehr. Aber es muß nach Mitternacht gewesen sein. Ohne Hut, vom Winde durchweht, gehüllt in das schwere, schwarze Bauerntuch stand Maria an der Schwelle, ging an mir vorüber, als sei ich nicht da, und saß, das Tuch fest um sich gerafft, auf dem Schemel am Feuer, als ich mich umwandte. An das kindische Wort vom Abend ihrer Ankunft mußte ich wieder denken: „Das Gesicht fror.“ Weiß und gespannt stand es unter den dunklen Brauen. Die Schatten um die übergroßen Augen zerrissen die Blässe der Züge fast unheimlich. Ich ging daran, den Tee zu richten, und der regenfeuchte Frühlingmorgen von damals stand vor mir auf. Doch schien es mir, als sei heute diese Frau noch unerreichbarer. Das Feuer knackte, der Wind fauste um mein Strohdach, und alles täuschte eine Geborgenheit und Heimat vor, von der nicht eine Spur um die Frau im Bauerntuch zu finden war. Mir versagte sich jedes Wort. Jemandeine Uhr schlug zweimal. So ging es also schon gegen Morgen. Vielleicht hatte ich in dem tiefen Stuhl geschlafen.

Plötzlich stand Maria auf, ging, immer weiter in das Tuch gehüllt, auf und ab in der Diele. Rückte den Vorhang zur Seite, horchte hinaus, ging auch einmal zur Tür, legte die Hand auf die Klinke, als wolle sie hinaus, und schüttelte dann den Kopf.

„Nein — es geht nicht“, sagte sie laut, und dann mit einem kleinen Lachen, dessen Ton ich weder vergessen noch je beschreiben kann, setzte sie hinzu: „Laß nur, es geht auch so.“ Sie wiederholte diesen kleinen Satz mehrere Male und sah mich dann an, als ob sie mich eben erst entdeckt hätte.

Jetzt griff sie nach der Teetasse auf dem Kaminsims, trank sie in langen, durstigen Zügen leer, reichte sie mir zurück und begann zu sprechen.

Sie schien es selbstverständlich zu finden, daß der sterbende Mann sie rief. Die kleine Martha, die schon vor sieben Jahren als Gärtnerkind im Hause war, hatte von Marias Hiersein erzählt. Da verlangte Klaus Widenthor ihr Kommen. Der Arzt gab keine Hoffnung. Es war eine Zerreißung der Bauchspeicheldrüse. Furchtbare Erbrechen wechselte mit ganz klaren Stunden. Es stand nicht zu erwarten, daß der Mann noch den Sonnenaufgang erlebte. Das wußte er selber.

„Und seine Frau?“ wagte ich leise zu fragen.

„Ach“, meinte Maria, als streife ich da etwas völlig Unwesentliches, „die weiß vor Neugier und Angst nicht, was sie tut. Sein Bett war gar nicht richtig gemacht. Er hat die Kissen gern anders. Als es dann so war, wie er es mag, sagte er nur: ‚Das weißt du also noch.‘ Ach — so ein Mann —“ Maria schwieg, knüpfte versunken an den Wollfransen des Tuches und starrte ins Feuer.

„Er schickte die andern hinaus. Wir haben aber fast nichts gesprochen. Es tat gar nicht nötig. Nur helfen konnte ich ihm, wenn das furchtbare Elend über ihn kam. Das furchtbare Elend.“ Maria schauderte wie im Frost. Aber eine ungeheure Weichheit lag über ihrem Gesicht. Etwas sonderbar Gelöstes.

Dann ging sie wieder auf und ab, horchte auf den Wind.

„Es wird stiller“, sagte sie leise, „der Sturm geht zu Ende.“

Nach einer langen Pause des Schweigens begann Maria wieder.

„Als seine Mutter ankam, mußte ich gehen. Sie haßt mich. Man hat sie gerufen, wenn auch sehr spät. Als das Auto vorfuhr, hörte es Klaus. Da sagte er: ‚Jetzt mußt du gehen.‘ Ich stand auf, aber es wurde mir schwer. Furchtbar schwer. Das muß er gesehen haben, er war immer klug. Grausam und klug.“

Diese letzten drei Worte sagte Maria vor sich hin, wie gegen ihren Willen. In dem Augenblick hatte sie mich völlig vergessen. Dann drückte sie das Wolltuch heftig gegen ihr Gesicht.

„Ich stand auf“, fuhr sie fort und flogt wieder gedankenlos an den schwarzen Fransen, „und da lachte er. Bloß so ganz leise. Mit der letzten Kraft. ‚Laß nur‘, sagte er, ‚es geht auch so.‘ Das war so ein dummes kleines Wort zwischen uns, immer in all den Jahren. Wenn irgend etwas nicht glückte, wie man es haben wollte. Und nun sagte er es wieder. Da haben wir uns beide angelächelt. Ja, und dann ging ich hinaus.“

Wieder war es eine Weile still. Aber in mir redete es dagegen. Lohnte dies alles um solchen Mann? Das muß Maria erraten haben.

„Was heißt denn schuldig?“ sagte sie vor sich hin. „Ist es der andere nicht mit, der ihn hat schuldig werden lassen? Vielleicht ist es diese Schuldgemeinschaft, die einen nicht frei gibt. Wenn auch alles andere spricht: ‚Du bist frei.‘“ —

Dann redete sie weiter wie mit einem kämpfenden Gegenüber.

„Man hätte ihn errufen müssen. Aber es war im Grunde wieder das gleiche. Meine Stimme reichte nicht aus.“

Ich begriff, daß Maria an das Zerbrechen ihrer musikalischen Laufbahn dachte. Die dunkle Stimme fuhr neben mir fort.

„Und warum ging ich überhaupt jemals zu ihm?“ Maria sprach immer langsamer. „Ich war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Hast du eine Bibel? Dann gib sie mir her.“

Ich brachte ihr die Bibel, und sie blätterte, zum Feuer tief vorgeneigt, bis sie fand, was sie suchte. Das schwarze Tuch hing offen um die Schultern, das Haar fiel feucht und wirr in die Stirn. Und Maria las laut und schwer vor sich hin:

„Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind,

und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise. Dann aber werde ich erkennen, gleich wie ich erkannt bin.“

Jetzt wandte sich Maria mir zu.

„Sieh, da liegt es“, sagte sie, „da sind wir zu Hause. Von Angesicht zu Angesicht.“

Sie schwieg und sah auf das Blatt nieder wie auf den großen Spiegel der Ewigkeit, über den ein heimwehkrankes Kind sich beugt, erkannt, befreit, endlich daheim. Da, wo keine Wurzel mehr herausgerissen und zerstört wird.

Die Uhr schlug drei, die Stunde begann, die oft die Stunde der Sterbenden ist. Wenig später standen wir auf, gaben einander die Hände und trennten uns. Das letzte, was ich sah, war Marias Bewegung, als sie das linke Handgelenk nahe an die Augen hob, die Uhr ansah und langsam nickte.

Mich erinnerte es plötzlich an den Frühlingmorgen vor sieben Jahren, als sie bei derselben Bewegung sagte: „Jetzt muß Klaus Widenthor zu Hause sein.“ Es war wohl alles das gleiche.

Schwer ging ich in mein Zimmer und legte mich angekleidet auf mein Bett. Ich muß bald eingeschlafen sein.

Als es Tag wurde, fand ich Maria reisefertig in der Diele. Geline hatte die Nachricht erfragt und gebracht, die Maria erwartete. Klaus Widenthor war zwischen drei und vier Uhr gestorben.

Als wir zusammen aus dem Hause gingen, wußte ich, daß es so zum letztenmal war. Marias Arbeitsfeld lag drunten am Bodensee. Da wartete ein großer Garten. Aber das war es nicht, was trennte. Es war mehr und anderes. Als ich dem Zuge nachsah, der Maria aus der Kieler Bahnhofshalle mit fortnahm, wußte ich, daß trotz allem und allem, trotz Qual und Vernichtung ihres Frauenlebens auch noch der tote Klaus Widenthor ihr näher bleiben würde, als wir andern es konnten. Als ich es konnte. Geglauht hatte zu können.

Ist das denn wahr? Ist das möglich? Aber es war so.

# Literarische Rundschau

## Deutschland im Kampf

Seit unserer letzten Anzeige sind weitere Lieferungen der zusammengefaßten Berichte über alle wichtigen Kriegshandlungen draußen sowie über die Vorgänge im deutschen Reich herausgekommen: Deutschland im Kampf, herausgegeben von Ministerialdirigent A. J. Berndt und Oberst von Wedel (Berlin, D. Stollberg). Als letztes erschien Nr. 35/36 der Gesamtlieferung für Februar. Sie bringt auch die Fortsetzung der Veröffentlichung von Dokumenten aus den Geheimakten des französischen Generalstabes.

## Jugendschriften

Aus der für alle Eltern unvergeßlichen Situation heraus, wenn die Kinder als Schönestes morgens zu den Eltern ins Bett kommen und sich hingerissen Märchen und andere schöne Sachen erzählen lassen wollen, in einer Zeit, da sie den Eltern noch ganz gehören, hat der schwedische Dichter und Maler Ossian Elgström ein entzückendes Kinderbuch geschaffen „Die kleine Magd Karlsön“ (Stuttgart, Rowohlt. Viele Zeichnungen. RM 4,50). Er läßt seine kleine Tochter die erstaunlichsten Abenteuer erleben als Magd eines gro-

FRANZ VON SCHMIDT

# AVANT GARDE

WEG UND WELT  
EINES PREUSSISCHEN  
REITERGENERALS

Franz von Schmidt, durch zwei große Erlebnis-Romane bekanntgeworden, schildert in diesem Werk, indem er überwiegend Urkunden, Briefe und Berichte der Zeit zitiert, das Leben seines Großvaters, des Generals der Kavallerie Carl von Schmidt (1817—1875). Diese Darstellung ist nicht allein des Mannes wegen interessant, der damals als Militärschriftsteller wie als Reorganisator der preußischen Kavallerie weit über die deutschen Grenzen hinaus Ruf und Ansehen genoß, sie fesselt vor allem auch durch vielerlei Einblicke in das militärische und politische Leben bis zum deutsch-französischen Kriege und während der ersten Jahre des Kaiserreiches sowie durch aufschlußreiche Notizen über Einzelheiten der Operationen im Feldzug 1870/71. Die großen, allgemein bekannten Wandlungen jener Zeit spiegeln sich hier in intimen persönlichen Beobachtungen und empfangen gerade davon eine Lebendigkeit, die das Werden und Wachsen einer Epoche, das Ringen um die Erfüllung der ihr gesetzten Aufgabe fast zum eigenen Erlebnis macht. Eine Fülle menschlicher und historischer Dokumente ist hier zusammengetragen als wertvoller Beitrag zum Gesamtbild jener bedeutsamen Zeitspanne, die das Kaiser-Reich vorbereitete und schließlich verwirklichen konnte.

IN LEINEN 5 MARK

DER PROPYLÄEN-VERLAG  
BERLIN

## Was ist ein »Bayer«-Arzneimittel?

Ein »Bayer«-Arzneimittel ist ein Heilmittel aus den weltberühmten »Bayer«-Forschungsstätten. Tausende von Ärzten verordnen »Bayer«-Arzneimittel und erzielen damit glänzende Erfolge. Jede »Bayer«-Arzneimittelpackung ist kenntlich am »Bayer«-Kreuz.



## In Berlin

ist das neue Heft der

### „Deutschen Rundschau“

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung,  
Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz,  
Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung,  
W 8, Französische Straße 34

Stuhr'sche Buchhandlung,  
Kurfürstendamm 212

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau“ abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

hen Troll und führt sie, die zur Magd wurde wie der Vater zum Troll, durch bunte und höchst erregende Erlebnisse. Die lustigen Zeichnungen unterstreichen den reizvollen Eigentum des schwedischen Künstlers. — Aus der Zeitgeschichte hat Eva Schauwetter den Stoff ihrer Erzählung genommen „Heimkehr aus Wolhynien“ (Neutlingen, Enßlin & Laiblin. RM 2,40). Sie schildert das Leben der deutschen Siedler in Wolhynien, ihren Kampf und ihre Bedrückung unter der polnischen Herrschaft und ihre Heimkehr ins Reich.

### Der junge Luther

Im Jahre 1925 erschien das grundlegende Buch von Heinrich Boehmer „Der junge Luther“, das bald eine 2. Auflage erleben sollte. Boehmer hatte seine Darstellung bis zum Wormser Reichstag 1521 geführt. Jetzt ist die 3. Auflage herausgekommen, der Heinrich Bornkamp ein Nachwort beifügte, in dem der bleibende Wert der Arbeit des 1927 verstorbenen Verfassers hervorgehoben und die neuere Lutherforschung seit Boehmers Tode berücksichtigt wird (Leipzig, Koehler & Amelang. 35 Abbg. RM 8,50).

### Columbus

Aus seiner umfangreichen Arbeit über „Terrae incognitae“ hat Richard Hennig eine kritische Studie über die Vor-

geschichte der Fahrt von 1492 unter dem Titel „Columbus und seine Zeit“ herausgehoben (Bremen, A. Geist. RM 10,—). Sie ist als eine lebendige und warme Ehrenrettung des Genuesen gedacht. Hier wird endlich wirklich Klarheit geschaffen unter Berücksichtigung aller Literatur und der einschlägigen Dokumente, die in einem umfangreichen Apparat vereinigt sind. Auch Bildzeugnisse sind hinzugefügt. Die Arbeit erschien in der Schriftenreihe „Abhandlungen und Vorträge, herausgegeben von der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft“. In der Frage selber bleibt Goethes Wort zu Recht bestehen: „Es gehörte doch zuletzt ein Mann dazu, der das alles zusammenfasste, um Fabel und Nachricht, Wahn und Überlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.“

### Münchner Lesebogen

Von dieser von uns begrüßten Sammlung sind jetzt die Nummern 25—48 herausgekommen (München, C. Gerber. 12 Nummern in Kassette RM 2,40; einzeln RM 0,20). Die Herausgabe der gut gedruckten Büchlein in zwei Farben mit Zeichnungen oder Bildbeigaben besorgte wiederum Walter Schmidkunz. Was aus altem Gut gebracht wird, so von Claudius, Blücher, Friedrich dem Großen, Körner, Schopenhauer, Bismarck, Novalis, Mörike, Goethe und Lessing u. a. mehr besteht jede Probe. In der zweiten Kassette sprechen Schriftsteller von heute.

Rudolf Pechel

---

### Verzeichnis der Mitarbeiter

Otto Freiherr von Taube, Gauting/München — Stefan Andres, Rom — Professor Dr. Karl Koetschau, Düsseldorf — Dr. G. Müller-Grote, Berlin — Rita von Gaudecker, Deep/Pommern

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung Ellbe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

---

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24, Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maack, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.



aus dem Aufruf des Führers  
zum 2. Kriegshilfswerk  
für das Deutsche Rote Kreuz

Das 2. Kriegshilfswerk für das  
Deutsche Rote Kreuz soll daher  
noch mehr als das erste alle Deut-  
schen vereinen in der freudigen  
Hilfsbereitschaft für unsere kämpfenden  
Helden.

Ich erneuere deshalb den Appell an  
das Deutsche Volk, durch freiwillige  
Spenden zum 2. Kriegshilfswerk für  
das Deutsche Rote Kreuz, den Ver-  
wundeten und Kranken, die als beste  
Soldaten der Welt sich für ihr Volk  
opfereten, als Gabe der Heimat die  
beste Pflege zu schenken."

## Ein immer willkommenes Geschenk

für Angehörige und Freunde  
im Feld und in der Heimat  
ist ein Abonnement auf die

**Deutsche Rundschau**

Sie schaffen dadurch Freude und fördern  
die Verbreitung Ihrer Zeitschrift!

Eine literarische Kostbarkeit

aus dem Norden!

## Wolken über Härnevi

Roman von Berit Spong

Aus dem Schwedischen von Günther Thaeer

464 Seiten, Leinen RM. 8.—

„Eine Bauernhofgeschichte ‚nur‘; ja, aber  
was für eine! Die Landschaft, die Menschen,  
das Schicksalsfädengespinnt werden uns auf  
eine wunderbare Weise nahegebracht. Der  
Weg der ältesten Hoftochter Ester, des Kin-  
des einer zwiespältigen Ehe, nimmt uns,  
bis zu ihrem frühen tragischen Ende, aufs  
äußerste gefangen. Dabei ist keinerlei Sen-  
sationshascherei oder psychologische Zerfäse-  
rung in dem Buche. Das Werk ist erblüht  
aus einer tiefen Menschenkenntnis. Die  
Personen darin, Bauern, Kinder, Mägde,  
Knechte, eifernde und milde Priester, sogar  
auch die Tiere sind dem wirklichen Leben ab-  
gelauscht und mit reifer, an angebrachter  
Stelle eines feinen Humors nicht entbehren-  
der Kunst dargestellt.“

Niedersächsischer Tagezeitung, Hannover

Verlangen Sie ausführliche Prospekte über  
andere Verlagserscheinungen und Reclams  
Feldpost-Packungen in Ihrer Buchhandlung  
oder direkt vom

**VERLAG  
PHILIPP RECLAM JUN.  
LEIPZIG**

